

Wie das Genie des Serben Nikola Tesla unser aller Leben veränderte

Möglicherweise würde sich der ebenso visionäre wie selbstbewusste Elektroingenieur Nikola Tesla gar nicht allzu sehr wundern, dass heute die meisten Elektroautos seinen Namen tragen. Zu seinen Bekannten gehörte der Schriftsteller Mark Twain ebenso wie der Bankier J. Pierpont Morgan oder die Grossunternehmer George Westinghouse und John Jacob Astor IV.

Teslas publikumswirksame Elektroexperimente faszinierten die Zeitgenossen, so dass er rasch zum Wunderkind der High Society von Manhattan aufstieg. Solche Bühnenshows ärgerten allerdings Mihajlo Pupin, ebenfalls serbischstämmiger Physikprofessor an der Columbia University.

Der grosse, magere und elegante Nikola Tesla mit dem dichten schwarzen Haar und den eindrucksvollen blauen Augen war in den USA bald eine bekannte Erscheinung. Er beherrschte das Amerikanische und mehrere andere Sprachen akzentfrei. Dabei litt Tesla unter Zwangsstörungen und hatte vor Bakterien eine höllische Angst. Der Jungeselle vermied zeitlebens nähere Frauenbekanntschaften, um sich nicht von seinem Forschungseifer ablenken zu lassen.

Blitzende, funkensprühende Labors

Der Erfinder wurde als viertes von fünf Kindern in Kroatien geboren, damals noch Teil des Kaiserreichs Österreich-Ungarn. Der Sohn eines orthodoxen Priesters gehörte zur serbischen Minderheit, die grossen Wert auf ihre Heldenlieder, auf Tanz, Musik und Heiligenfeste legte. Tesla war zeitlebens



Höllische Angst vor Bakterien:
Pionier Tesla.

überzeugt, dass er die Erfindergabe und das fotografische Gedächtnis von seiner Mutter geerbt habe. Der hochintelligente Knabe trotzte nach längeren Kämpfen seinem Vater die Erlaubnis ab, Ingenieur zu werden.

Nach Stationen in Graz, Prag und Budapest erhielt Tesla eine Anstellung bei der Continental Edison Company in Paris, wobei er 1883 als Aussendienstmitarbeiter den ersten Wechselstrommotor baute. Ein Jahr später zog der Serbe mittellos nach New York und fand eine Beschäftigung bei Thomas Alva Edison. Dieser setzte aber auf Gleichstrom, so dass es rasch zum Zerwürfnis kam. Schliesslich gewann Tesla mit Hilfe von George Westinghouse den «Stromkrieg» gegen Edison, denn sein Zweiphasenwechselstrom liess sich mit weit geringeren Verlusten viel weiter übertragen.

Seit 1891 amerikanischer Staatsbürger, bereicherte Nikola Tesla seine Mitmenschen und die Nachgeborenen mit Hunderten von Patenten und wegweisenden Erfindungen. Dazu gehören die Radioübertragungen ebenso wie die elektrischen und mechanischen Oszillatoren. Tesla wollte mit seinen hochfrequenten Wechselströmen unbedingt eine drahtlos übertragbare Energie ermöglichen. Er baute einen Apparat zur Nutzung der Sonnenenergie und entwickelte eine Fernsteuerung für Fahrzeuge.

Da seine blitzenden, funkensprühenden Labors am Broadway zu gefährlich wurden, siedelte er 1899 nach Colorado Springs über; mit seinem Verstärkungssender konnte er Spannungen bis 12 Millionen Volt erzeugen.

1902 erbaute Tesla den Wardencllyffe Tower auf Long Island mit dem Ziel, eine Weltrundfunkstation zu errichten – ein Projekt, das er 1906 wegen Geldmangels wieder einstellen musste. 1917 beschrieb Tesla die Grundzüge des Radars, 1921 meldete er sein erstes Patent auf ein Miniflugzeug mit Senkrechtstartprinzip an.

In den dreissiger Jahren veröffentlichte er Pläne für ein geothermisches Kraftwerk und arbeitete an einer Teilchenstrahlwaffe zur elektronischen Landesverteidigung. Fünf Jahre vor seinem Tod mit 86 Jahren erhielt der verarmte Forscher vom jugoslawischen Staat eine lebenslange Rente von 7200 Dollar. Vielleicht noch vor dem Tennisstar Novak Djokovic gilt Nikola Tesla als grösster Sohn des modernen Serbien. Der Flughafen Belgrad trägt seit 2006 seinen Namen.

Christoph Mörgeli

Weltkrieg einen der schwersten Blutzölle aller Länder entrichteten.

Im November 1945 proklamierte der charismatische Widerstandskämpfer Josip Broz Tito die kommunistische Republik Jugoslawien, bestehend aus Slowenien, Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Serbien, Montenegro und Mazedonien. Der kroatische Diktator Tito wandte sich bald vom sowjetischen Modell des Sozialismus ab und näherte sich dem Westen an. Anfang der 1990er Jahre kam es zum Zerfall des jugoslawischen Staates und zu den blutigen Jugoslawienkriegen. Slobodan Milosevic, der Sohn montenegrinischer Eltern, versuchte als nationalistischer Kommunist die Absetzversuche der einzelnen Länder militärisch zu verhindern.

Zweifelhaftes Nato-Bombardement

In den berüchtigten Balkankriegen am Ende des 20. Jahrhunderts verübten alle Beteiligten Gräueltaten und Kriegsverbrechen. Ursache und Wirkung, Opfer und Täter sind angesichts jahrelanger ethnischer Gewaltverstrickungen, Fehden und Vertreibungen schwerlich klinisch rein zu unterscheiden. Für den Westen stand indessen die serbische Seite von Anfang an als Kriegstreiber und Aggressor fest. Die wochenlangen

Die Mythen sind für die Serben so bedeutend wie die Sagen von Tell und Rütlichschwur für uns Schweizer.

schweren Bombardements serbischer Städte von 1999 durch die Nato (mit deutscher Beteiligung unter einer rot-grünen Regierung) sind bis heute heftig umstritten, zumal sie ohne Uno-Mandat erfolgten. Jedenfalls haben die Serben dem heutigen US-Präsidenten Joe Biden seine damaligen Worte nicht vergessen: «Ich habe vorgeschlagen, dass wir amerikanische Piloten schicken und alle Brücken über die Drina sprengen, [...] ich habe vorgeschlagen, dass wir Belgrad bombardieren.»

Mittlerweile ist die verkleinerte Republik Serbien längst eine parlamentarische Demokratie, die keiner Nachhilfestunden von aussen mehr bedarf. Als Präsident amtiert Aleksandar Vucic von der Serbischen Fortschrittspartei, die offen lesbisch lebende Ana Brnabic war sieben Jahre lang Ministerpräsidentin, ehe sie in diesem Frühling den Vorsitz des Parlaments übernahm. Die Serben im In- und Ausland gelten als tüchtige, zupackende Berufsleute, vor allem im Gewerbe und Dienstleistungssektor, aber auch in den Wissenschaften. Sie sind nicht weniger modern und aufgeschlossen als alle anderen. Und die Mythen ihrer heldenhaften Vergangenheit sind für ihr Leben etwa so bedeutend wie die Sagen von Tell und Rütlichschwur für uns Schweizer. Längst sind die Serben von Helden der Geschichte zu Helden des Alltags geworden.

Eine frühere Version dieses Artikels ist in Ausgabe 01/22 erschienen.

Simon Michel will Bundesrat werden

Nummer 41 – 10. Oktober 2024 – 92. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 7.40

DIE WELTWOCHEN

**Aleksandar Vucic
spricht in Zürich**
Jetzt Tickets sichern!

4 192407 007400 41



Die Serben

Von Fürst Lazar bis Tesla, Vucic und Djokovic: Würdigung eines Heldenvolks.
Mit Erbprinz Filip, Roger Köppel, Emir Kusturica, Milorad Dodik, Jelena Pajic u. v. a. m.

INTERN

Aleksandar Vucics «Zürcher Rede» im «Dolder Grand» am 4. Dezember, Ex-Frontex-Chef Fabrice Leggeri über die löchrigen Grenzen Europas, Albert Rösti und die Autobahnen, Javier Milei – Brutalo-Sanierer der Herzen, Asylminister Beat Jans und der links-urbane Basler Filz im Bundeshaus

Mit grosser Freude dürfen wir eine Neuauflage des Erfolgsformats «Zürcher Rede» ankündigen: Am 4. Dezember spricht Serbiens Staatspräsident Aleksandar Vucic auf Einladung der *Weltwoche* im «Dolder Grand» hoch über der Stadt. Er folgt damit auf Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán, der sich im vergangenen Jahr die Ehre gab. Wir nehmen Vucics baldigen Auftritt zum Anlass, Ihnen, liebe Leserinnen, liebe Leser, die faszinierende Balkan-Republik Serbien in dieser Ausgabe auf über 20 Seiten vorzustellen. Tauchen Sie ein in die reiche Geschichte eines Heldenvolks, von Fürst Lazar über Nikola Tesla bis Novak Djokovic. Und sichern Sie sich jetzt Ihren Eintritt für Vucics Rede auf weltwoche.ch/vucic. **Seite 11, 51–73**



Erfolgsformat «Zürcher Rede»: Referent Vucic (r.), Vorredner Orbán (M.), Gastgeber Köppel.

Das Chaos, in dem sich Frankreich befindet, begann mit dem Sieg des Rassemblement national (RN) bei der Europa-Wahl. Der in der Öffentlichkeit kaum bekannte Fabrice Leggeri spielte dabei als Nummer drei auf der RN-Liste eine wichtige Rolle. Mehrere Jahre lang hatte er die EU-Agentur Frontex zur Kontrolle der europäischen Grenzen geleitet. Unter Druck von NGOs wurde er von Ursula von der Leyen fallengelassen. Sein Befund heute: Europa will seine Grenzen gar nicht schützen. Im Gespräch mit Jürg Altwegg berichtet Fabrice Leggeri von seinen Erfahrungen mit Brüssel und an den europäischen Grenzen. **Seite 26**

Auf die Frage, ob er lieber mit «Herr Bundesrat» oder mit «Herr Rösti» angesprochen werden möchte, antwortet der Verkehrsminister ganz locker mit: «Wie Sie wollen, das überlasse ich Ihnen.» Unser Autokolumnist David Schnapp, mit den Gepflogenheiten in Bundesbern nicht vertraut, traf Albert Rösti zum ersten grossen Interview über eine für Autofahrer fast lebenswichtige Vorlage. Am 24. November stimmt die Schweiz über die sogenannte Engpassbeseitigung ab. An sechs neuralgischen Stellen des Nationalstrassennetzes soll die Kapazität erhöht werden, um die heute 48 000 Stautunden jährlich zu senken. Das, sagt

Bundesrat Rösti, entlaste die Gemeinden und Agglomerationen und sei gut für die Umwelt. **Seite 30**

Er bleibt unbeirrbar auf seiner Linie. Publikumswirksam erklärt der argentinische Staatschef Javier Milei bei seinen Auftritten, wie er die marode Wirtschaft Argentiniens auf Kurs bringen will. Seine wichtigsten Rezepte sind Grundsätze des Liberalismus. Der Ökonom Philipp Bagus von der Universität Madrid hat soeben ein Buch veröffentlicht, wie Javier Milei als Brutalo-Sanierer die Herzen der Massen gewinnt. Argentiniens Präsident ist offensichtlich ein Marketing-Genie. Wie sonst wäre es möglich, mit radikal-liberalen Ideen beim breiten Publikum zu punkten? **Seite 42**

Asylminister Beat Jans gerät weiter unter Druck. National- und Ständeräte beklagen die ständige Abwesenheit des Bundesrats und die mangelnde Transparenz. Jans ist überfordert und schlecht beraten, hört man in Bern. Kein Wunder: Seit kurzem führen mit Nora Bertschi und Sebastian Kölliker zwei Mittdreissiger Jans' Generalsekretariat. Beide verfügen über keinerlei Erfahrung in der Bundeshauptstadt. Dafür sind sie umso enger verhandelt mit der links-urbanen Basler Elite. Rafael Lutz zeichnet das Sittengemälde einer Stadt, deren Filz zum Problem des ganzen Landes wird. **Seite 46**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** AVD Goldach AG, Sulzstrasse 10-12, 9403 Goldach.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

DIE WELTWOCH

Zürcher Rede



Jetzt
anmelden!

Foto: Tanjug/Rade Prelic

Aleksandar Vučić

Staatspräsident der Republik Serbien

Programm:

«The Dolder Grand», Zürich

Mittwoch, 4. Dezember 2024

16.00 Uhr: Ansprache mit anschliessender Podiumsdiskussion,
moderiert von Roger Köppel

17.30 Uhr: Apéro

Eintritt: Fr. 120.–

Anmeldung: Sichern Sie sich jetzt Ihr Ticket! www.weltwoche.ch/vucic
– Platzzahl beschränkt!

SERBIEN

Wunder des Balkans



Der Widerstand macht ihn unbezwingbar: Tennis-Genie Novak Djokovic.

INHALT

- 52 Heldenvolk**
Was Europa der serbischen
Opferbereitschaft verdankt
- 54 Nikola Tesla**
Sein Genie veränderte die Welt
- 56 Erbprinz Filip**
«Wir sind sehr ehrliche,
liebvolle Menschen»
- 58 Kosovo Das Rütli**
der serbischen Nation
- 60 Emir Kusturica**
Balkans wilder Fellini
- 62 Milorad Dodik**
«Putin ist ein Mann
des Friedens»
- 64 Rasante Fahrt in die Zukunft**
Serbiens Erfolg in Zahlen
- 65 Srbijavoz und Stadler**
Serbisch-schweizerisches
Joint Venture
- 66 Phänomen Turbo-Folk**
Ein Sound erobert den Balkan
- 68 Die eigenwillige Nation**
Episoden der Weltgeschichte
- 70 Novak Djokovic** Wolfskräfte
eines Tenniskriegers
- 72 Marko Djuric** «Es gibt so
viele Missverständnisse»

Heldenvolk der Serben

Die serbische Nation hat eine Geschichte voller Kämpfe und Entbehrungen hinter sich. Europa verdankt der gewaltigen serbischen Opferbereitschaft viel.

Christoph Mörgeli

Kaum eine andere europäische Nation wurde in den letzten drei Jahrzehnten in Westeuropa so brutal kritisiert wie Serbien. Die meisten internationalen Stellungnahmen nach dem Zerfall Jugoslawiens waren negativ – und dabei oft von erschreckender Unkenntnis begleitet. Für fast alle Kommentatoren stand der Hauptverursacher der letzten Balkankriege und der damit zusammenhängenden Verbrechen zum Vornherein fest. Als der österreichische Schriftsteller und Nobelpreisträger Peter Handke 1996 «Gerechtigkeit für Serbien» einforderte, geriet er in einen wahren Tsunami der Empörung. Vor allem in Deutschland und Frankreich tobten die Feuilletons.

Viele Serbinnen und Serben fühlen sich zu Recht unverstanden und im Stich gelassen. Sie leiden unter dem Schreckensbild, das andere von ihnen verbreitet haben. Schon vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs beschimpften selbst ernsthafte Zeitungen in der Donaumonarchie und im Deutschen Reich die Serben als barbarisches, abscheuliches Volk, als ein von Ungeziefer befallenes Gesindel von Räubern und Königsmördern. Wer ihnen als Gefangener in die Hände falle, dem würden die Augen ausgestochen und obendrein Nase, Ohren und Geschlechtsteile abgeschnitten. «Serbien muss sterben», hiess es darum auf Feldpostkarten der Achsenmächte.

Solidarität von Schweizern

Etlliche Schweizer sahen das anders. Die Krankenschwester Luise Probst, die 1913 anlässlich einer Hilfsaktion des Roten Kreuzes in Belgrad drei Monate lang verwundete Soldaten pflegte, schrieb über die Serben: «Wir verstanden ihr Ringen nach Freiheit und freuten uns über ihre siegreichen Kämpfe.» Der Zweite Balkankrieg gegen Bulgarien war tatsächlich erfolgreich und wurde auch im Lazarett gefeiert. Schwester Probst erlebte die Menschen im «wildfremden Land» als jederzeit «höflich und zuvorkommend» und war vollkommen überzeugt von der Schweizer Mission, den Serben «in der Not beizustehen».

Rodolphe Archibald Reiss, Professor für Kriminalistik in Lausanne, berichtete zu Beginn des Ersten Weltkriegs aus neutraler Sicht über

unbeschreibliche Kriegsverbrechen, welche die österreich-ungarischen Truppen an den Serben begingen: «Seit langer Zeit hatte das mächtige Österreich-Ungarn beschlossen, das kleine demokratische und freiheitstrunkene serbische Volk zu vernichten.» Der Schweizer Experte dokumentierte den verbotenen Einsatz von Explosivgeschossen mit entsetzlichen Verletzungen, den Mord an Gefangenen wie an Zivilpersonen – Kindern ebenso wie Frauen und Greisen –, Vergewaltigungen, Verstümmelungen,

Seit Jahrhunderten lebte das Volk in kriegerischer Spannung am Übergang von West und Ost.

dazu Geiselnahmen, Plünderungen und vorsätzliche Brandschatzungen. Alle diese «planmässig begangenen grausamen Handlungen» an den Serben widersprachen dem Kriegsvölkerrecht, genau wie die Beschiessung unbefestigter Städte. Schuld an diesem «Massensadismus» – so das Fazit des Schweizer Kriminalisten Reiss – liege bei den Vorgesetzten, die solches «Nieder machen» ausdrücklich befohlen hätten.

Besonders brutal wüteten die Soldaten der Donaumonarchie, nachdem ihnen die Serben bei Jadar und am Cer zwischen dem 16. und dem 24. August 1914 eine vernichtende Niederlage zugefügt hatten. Diese Blamage für das zahlen- und ausrüstungsmässig überlegene Heer des Habsburger Reiches war so niederschmetternd, dass man sie im deutschsprachigen Europa möglichst verschwieg. Nach 1916 erkämpften sich die tapferen serbischen Soldaten – meist einfache Bauern und Hirten – ihr Vaterland an der Seite der siegreichen Entente zurück.

Seit Jahrhunderten lebte das Volk der Serben in kriegerischer Spannung am Übergang von West und Ost. Die im frühen Mittelalter ins römische Illyricum eingewanderten Slawen wurden unter dem Einfluss von Byzanz allmählich christianisiert. Ab 1171 herrschte über zwei Jahrhunderte die Dynastie der Nemanjiden, die 1346 in der Krönung des serbisch-griechischen Kaisers Stephan Dusan gipfelte. Die serbisch-orthodoxe Kirche

war eine treue Dienerin des Staatsgedankens, genoss aber gleichzeitig eine erstaunliche Autonomie. Dusan verfasste ein Gesetzeswerk, das die Rechte und Privilegien der herrschenden Klassen gegenüber der Masse des Volkes beschränkte, eine musterhafte Verwaltung sicherstellte und die Unabhängigkeit der Gerichte selbst gegenüber dem Kaiser festlegte.

In der Entscheidungsschlacht vom 15. Juni 1389 am Kosovo polje (Amselfeld), über deren Ausgang man trefflich streiten kann, fielen sowohl der türkische Sultan Murat wie der später geheiligte Serbenherrscher Lazar. In hymnischen Versen besangen die Serben fortan bei niederträchtigem Verrat umso strahlender den Helden Milos Obilic, einen Ritter ohne Furcht und Tadel, der den Sultan getötet und damit die Tyrannei verhindert habe. Johann Wolfgang Goethe bewunderte an der serbischen Volkslyrik neben den Liebesliedern von bezwingender Schönheit die Gesänge über König Marko Kraljevic (1335–1394/95): «Er ist der oberste und unbezwinglichste aller serbischen Helden, von grenzenloser Stärke, von unbedingtem Wollen und Vollbringen.»

Falsch wäre die Vorstellung, auf dem Amselfeld sei das Serbenreich untergegangen, hat es doch noch einmal sieben Jahrzehnte in wirtschaftlicher und kultureller Blüte überdauert. Dennoch beklagte der Basler Althistoriker Heinrich Gelzer den «weltgeschichtlichen Jammer» und den «Unglückstag» von 1389, der den Serben als «herrlichem Volke, dem edelsten aller Slawenstämme», die Herrschaft entrissen habe. Noch bis 1459 leistete Serbien gegen die vordringenden Türken hartnäckigen Widerstand, erlag aber schliesslich ihrem Ansturm.

Türkische Fremdherrschaft

Keine Nation hat länger gegen die osmanische Fremdherrschaft gekämpft als die Serben, waren sie doch die Ersten beim Herannahen der Türken und die Letzten bei ihrer Verdrängung. Wenn auch der serbische Staat für 350 Jahre von der Landkarte verschwand: Dank dem ungebrochenen Wirken der orthodoxen Kirche, einem ausgeprägten Sinn für Tradition und der



Wollen und Vollbringen: Schlacht am Amselfeld, 15. Juni 1389.

lebhaften Erinnerung an frühere heldenhafte Epochen konnten sich die Serben mit ihren Besatzern nie aussöhnen. Sie unterstützten jeweils die Österreicher, Russen und Venetianer im Kampf gegen die Türken.

Doch die Selbständigkeit gelang erst durch eigene Anstrengungen: 1804 bis 1814 erhob sich Dorde Petrovic, der «Schwarze Georg» (Karadorde), und besiegte die Türken mehrfach. Nach einem Rückschlag organisierte Milos Obrenovic 1815 den Zweiten Serbischen Aufstand und erkämpfte ein selbständiges Fürstentum. Der bedeutende deutsche Historiker Leopold von Ranke hat 1829 mit seinem Werk «Die Serbische Revolution» Serbiens Vergangenheit in der europäischen Geschichtsschreibung neu thematisiert und das Vorurteil über die Geschichtslosigkeit der slawischen Balkanvölker ebenso widerlegt wie ihre Unfähigkeit, einen Staat zu bilden.

Das 19. Jahrhundert brachte mehrere Thronwechsel zwischen den Familien Obrenovic und Karadorde, aber auch eine allmähliche politische, wirtschaftliche und kulturelle Modernisierung. Russland trieb die politischen und kulturellen Einigungsbestrebungen aller Slawen (Panslawismus) voran und bildet noch heute

Keine Nation hat länger gegen die osmanische Fremdherrschaft gekämpft als die Serben.

eine Art Schutzmacht. 1882 wurde Serbien zum Königreich proklamiert. Tragische Ereignisse blieben nicht aus, wie etwa 1903 und 1934 die Ermordung des jeweiligen Königspaares. Unter König Petar I. Karadorde konnte Serbien im Zweiten Balkankrieg 1913 sein Gebiet fast ver-

doppeln; hinzu kamen der Sandzak, das Kosovo und Nordmakedonien. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde ein Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (SHS) gegründet, ab 1929 Jugoslawija genannt, das sich ausdrücklich zur Neutralität bekannte.

1941 überfiel Nazideutschland Jugoslawien ohne Kriegserklärung, dafür mit einem Massenbombardement Belgrads. Das Land musste kapitulieren, wobei die Kroaten vielfach den Deutschen zuarbeiteten, was spätere Spannungen erklärt. Die Serben erkämpften allerdings zwei kleine Siege: Im Herbst 1941 kam es mit der «Republik Uzice» zur ersten Befreiung eines von den Nazis besetzten Gebietes in Europa, und am 12. Februar 1942 gelang 105 Gefangenen die Flucht aus dem KZ von Nis. Mit 1,7 Millionen Toten, also über zehn Prozent der Bevölkerung, musste Jugoslawien im Zweiten

Aleksandar Vucics Sorge um Europa

Im Juni warnte Serbiens Präsident vor einem neuen grossen Krieg. Sein aufrüttelndes Interview mit Roger Köppel sorgte international für Schlagzeilen. Jetzt kommt er auf Einladung der *Weltwoche* für eine Rede nach Zürich.

Mihajlo Mrakic

Der Präsident Serbiens fürchtet einen umfassenden Krieg mit Russland wegen der Ukraine. Er fürchtet den Verlust von Millionen Menschenleben und will wissen: Wo sind die Erwachsenen im Raum? Ich auch.
Robert F. Kennedy Jr.

Das exklusive Gespräch von Aleksandar Vucic mit der *Weltwoche* im Juni erregte international grosse Aufmerksamkeit (Ausgabe 24/24). Vor allem weil Serbiens Präsident ein alarmierendes Bild der globalen Lage zeichnete. Vucic, der seit einem Jahrzehnt die Geschicke seines Landes lenkt, zeigte sich pessimistisch hinsichtlich der Zukunft Europas und insbesondere des Ukraine-Konflikts. Der damalige US-Präsidentschaftskandidat Robert F. Kennedy Jr. äusserte öffentlich seine Zustimmung zu den Aussagen Vucics, nachdem er das Video-Interview von *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel mit Serbiens Staatspräsident geschaut hatte.

Doppelmental des Westens

«Der Zug ist abgefahren, und niemand kann ihn aufhalten», erklärte Vucic, der kurz vor dem Gespräch einen chinesischen Hochgeschwindigkeitszug eingeweiht hatte. Der Präsident betonte, dass die Lage in der Ukraine immer weiter eskaliere. Europa näherte sich einem grossen Krieg: «Ich bin mir ziemlich sicher, dass wir eine Katastrophe erleben werden.» Weder der Westen noch Russland könnten sich eine Niederlage in diesem Konflikt leisten, was die Spannungen nur weiter anheizen werde.

«Niemand will den Frieden erreichen. Niemand spricht über Frieden. Frieden ist fast ein verbotenes Wort», sagte Vucic. Es sei unerlässlich, dass die Führer der Welt mehr Anstrengungen unternähmen, um die Konflikte durch Verhandlungen zu lösen, anstatt sie weiter eskalieren zu lassen. Er warnte den Westen vor Leichtsinnigkeit. «Ich kann nicht be-



«Der Westen unterschätzt Russland»: Politiker Vucic.

haupten, dass der Westen sich überschätzt. Aber er unterschätzt Putin und Russland», so Vucic.

Die Geschichte Serbiens diene Vucic als Beispiel für die Doppelmoral des Westens, insbesondere mit Blick auf die Kosovo-Frage. Während der Westen die territoriale Integrität der Ukraine verteidige, habe er Serbiens Souveränität 1999 während der Nato-Intervention miss-

«Niemand will den Frieden erreichen. Niemand spricht über Frieden. Frieden ist fast ein verbotenes Wort.»

achtet, ebenso 2008 mit der Anerkennung des Kosovos als unabhängigem Staat. «Was haben die Westmächte 1999 und 2008 mit Serbien gemacht? Darauf gibt es keine Antworten. Putin hat in seiner jüngsten Erklärung den Präzedenzfall Kosovo angeführt», sagte Vucic.

Ungeachtet seiner Kritik am Westen bleibt Serbiens Präsident bestrebt, sein Land in einer neutralen Position zu halten. Vucic betonte, dass Serbien trotz dem zunehmenden Druck von aussen nicht bereit sei, sich auf eine Seite zu schlagen – und einen eigenen Verstand habe. «Wir sind ein unabhängiges Land, das für Frieden steht.» Diese Neutralität sei jedoch keine Isolation, sondern Voraussetzung, dass Serbien auf dem EU-Weg sei und gleichzeitig enge wirtschaftliche Beziehungen zu China,

den Vereinigten Arabischen Emiraten und anderen aufstrebenden Mächten habe.

Vucic lobte die wirtschaftliche Entwicklung Serbiens, insbesondere die Fortschritte, die das Land in den vergangenen zehn Jahren gemacht habe. Während das Durchschnittsgehalt in Serbien zu Beginn seiner Amtszeit 329 Euro betragen habe, sei es heute auf 830 Euro gestiegen, habe sich also mehr als verdoppelt. «Wir haben hart gearbeitet, um diese Fortschritte zu erzielen.» Besonders hob Serbiens Präsident die enge wirtschaftliche Zusammenarbeit mit China hervor. «Wir hatten bisher eine sehr gute Beziehung zu den Chinesen, und ich bin stolz darauf», sagte Vucic und wies darauf hin, dass Serbien weiterhin mit verschiedenen globalen Akteuren zusammenarbeiten werde.

Kritik und Lob für die Schweiz

Abschliessend äusserte sich Vucic über den zunehmenden Einfluss von Ideologien wie der sogenannten Wokeness im Westen, die er scharf kritisierte. «Ich glaube an die Tradition. Ich glaube an rationale Konservative, an vernünftigen Konservatismus und Wirtschaftsliberalismus», sagte er. Dabei könne er sich nicht vorstellen, dass Werte wie Wokeness sich als die Werte der neuen Welt durchzusetzen vermögen.

Das Gespräch endete mit Kritik und Lob für die Schweiz. Vucic betonte, niemanden belehren zu wollen, schilderte aber das Vorgehen der Schweiz im Balkan als einseitig und wünschte sich eine objektivere Betrachtungsweise. Dann könne die Schweiz auch eine grössere Rolle spielen, was er sich wünsche. Die Beziehungen der beiden Länder seien nichtsdestotrotz sehr gut, und er werde sein Bestes geben, um sie noch weiter zu verbessern.

Eine nächste Gelegenheit bietet sich am 4. Dezember. Präsident Vucic reist auf Einladung von *Weltwoche*-Verleger Roger Köppel in die Schweiz und wird im «Dolder Grand» seine «Zürcher Rede» halten.

Das Video-Interview mit Aleksandar Vucic finden Sie auf weltwoche.ch

Sichern Sie sich jetzt ihr Ticket für Vucics «Zürcher Rede»: weltwoche.ch/vucic

«Wir sind sehr ehrliche, liebevolle Menschen»

Erbprinz Filip über Wladimir Putin, die Queen, Elon Musk und die Serben.

Roger Köppel

Belgrad

Weltwoche: Prinz Filip, Ihre Familie, Ihr Vater, Sie sind im Exil aufgewachsen. Jugoslawien wurde von Kommunisten unter Tito regiert.

Prinz Filip: König Peter II. wurde 1941 ins Exil geschickt, aber er war noch König. Aber dann, 1943, gab es die Konferenz von Teheran. Roosevelt, Churchill und Stalin hatten so ziemlich alle Länder und Regionen auf dem Schachbrett. Sie entschieden, dass Jugoslawien dem sowjetischen Einflussbereich zugeschlagen würde. Das hiess, dass uns unsere Identität einfach weggenommen wurde, durch eine Entscheidung der Alliierten.

Weltwoche: Was bedeutete es für Sie persönlich, im Exil aufzuwachsen? Was war das Wichtigste, das Ihre Eltern Ihnen vermittelt haben?

Prinz Filip: Ich habe durch meine Rückkehr hierher mehr über Serbien erfahren als jemals zuvor durch meine Eltern. Erst als ich mit meiner Frau und meinem Sohn nach Serbien zog, habe ich verstanden, was es bedeutet, ein Serbe zu sein. Dass wir diesen Charakter der Wider-

«Das Wichtigste an Serbien ist der Individualismus. Es geht darum, dass wir uns schützen.»

standsfähigkeit haben. Seit Jahrhunderten haben wir immer einen Kampf um die Wahrheit geführt. Wir sind ein Volk von Ehrenleuten. Wir sind ein Volk mit guten Sitten. Das verdanken wir unseren christlich-orthodoxen Wurzeln, das praktizieren wir bis heute. Das ist unser moralischer Kompass. Es ist sehr wichtig, diese Traditionen und Werte aufrechtzuerhalten. Serbe zu sein, bedeutet, die Wahrheit zu sagen und gegen den Strich zu gehen.

Weltwoche: Gegen den Mainstream.

Prinz Filip: Deshalb wurden wir gemobbt, von grösseren Nationen herumgeschubst. Aber wir sind immer noch hier. Wir sind sehr widerstandsfähige Menschen. Wir sind sehr ehrliche, liebevolle Menschen.

Weltwoche: Wie politisch dürfen Sie hier sein? Wie offen können Sie Ihre Meinung kundtun?



«Ein Volk von Ehrenleuten, ein Volk mit guten Sitten»:

Prinz Filip (l.), mit Vater Alexander von Serbien und Sohn Stefan.

Prinz Filip: Ich stehe über der Politik. Aber es ist sehr schwierig, in dieser Welt unpolitisch zu sein, weil die Politik es geschafft hat, jeden Aspekt unseres Lebens zu infiltrieren. Wir müssen also sehr vorsichtig sein und diplomatisch und rhetorisch geschickt vorgehen, um nicht zu viel Aufsehen zu erregen, wenn wir über Themen in diesem Land sprechen. Die königliche Familie ist eine vereinende Kraft aller politischen Sphären und Ideologien. Wir

sind sozusagen die Hüter der Traditionen. Die Regierung sollte eher eine direkte Demokratie sein, so wie in der Schweiz. Deshalb respektiere ich die Schweiz.

Weltwoche: Sie haben selbst in der Schweiz gelebt. Wie sehr hat das Ihre Sicht auf die Welt geprägt? Die Schweiz gilt als direkte Demokratie. Aber wir Schweizer würden es eigentlich als die am besten organisierte Anarchie der Welt bezeichnen.

Prinz Filip: Die Leute assoziieren das Wort «Anarchie» mit Chaos, aber eigentlich hat Anarchie tatsächlich mit natürlicher Ordnung und menschlichem Handeln zu tun. Das habe ich in der Schweiz studiert und festgestellt, dass es eine sehr gute Dezentralisierung der Regierung gibt.

Weltwoche: Lassen Sie uns über Serbien sprechen. Serbien ist immer auch in den Schlagzeilen, etwa im Tennis: Novak Djokovic. Aber er ist auch ein Vertreter dessen, was Sie gerade gesagt haben.

Prinz Filip: Die Verkörperung des serbischen Charakters. Richtig.

Weltwoche: Erklären Sie ein wenig die Faszination Serbiens. Was sind Missverständnisse über Serbien?

Prinz Filip: Das Wichtigste an Serbien ist der Individualismus. Es geht darum, dass wir uns schützen und für uns selbst, für unsere Familie sorgen. Hier wächst eine Gemeinschaft, nicht diese Kollektivierung, die vom Westen eingeführt und uns während der kommunistischen Jahre aufgezwungen wurde. Sie zerstört und entzweit die Menschen. Was sie stärkt, sind die Moral und die starken Familienwerte Serbiens. Das wurde mir nicht richtig beigebracht, als ich im Westen lebte.

Weltwoche: Würden Sie sagen, dass die Monarchie ein Modell für die Zukunft ist?

Prinz Filip: Ja, das denke ich schon. Wenn Traditionen abgeschafft werden, kennen wir nicht die Gefahren. Für manche Menschen mag es nicht mehr zeitgemäss erscheinen. Dann haben wir plötzlich die Erosion solcher Traditionen wie Monarchie und Christentum. Wenn man damit anfängt, passieren alle möglichen verrückten Dinge, und wir haben die Zerstörung der menschlichen Identität. Am Ende kommen wir an den Punkt, an dem wir heute sind, wo in einigen Teilen der Welt nicht einmal mehr das Geschlecht bestimmt werden kann.

Weltwoche: Leben wir in verrückten Zeiten?

Prinz Filip: Wir leben in sehr seltsamen Zeiten, wo Menschen ihren moralischen Kompass verloren haben. Es gibt viele Ideologien, die miteinander im Konflikt stehen. Aber gerade diese Zeiten bringen starke Männer hervor und die Erinnerung daran, was in der Vergangenheit funktioniert hat: Familie, Christentum, Monarchie. Ich denke, es gibt einen Platz für konstitutionelle Monarchien und sogar für Monarchien, die etwas mehr Macht haben, um die Demokratie zu kontrollieren. Denn wie wir gerade sehen, zeigen Demokratien allmählich viele Schwächen. Wir müssen zu einer Art Dezentralisierung zurückkehren, zu etwas, das es in der Schweiz gibt, zu etwas Anarchistischerem.

Weltwoche: Steuern wir auf eine neue globale Konfrontation zu?

Prinz Filip: Das ist definitiv sehr offensichtlich. Aber ich denke, es hat mit Propaganda zu tun. Viele Menschen folgen dem, was die Mainstream-Medien sagen. Aber es gibt jetzt eine Bewegung von Menschen, die sehen, dass die Rede

freiheit überall auf der Welt eingeschränkt wird, dass Zensur stattfindet. Zum Glück haben wir Leute wie Elon Musk, der sein Schwert auf der Plattform X schwingt, die für freie Meinungsäusserung offen ist.

Weltwoche: Insbesondere die USA und Grossbritannien scheinen derzeit auf Konfrontation mit dem sogenannten Osten zu setzen. Wir sind die Demokratien, auf der anderen Seite die Autokratie. Warum gibt es dieses Missverständnis über Russland, über China?

Prinz Filip: Weil alles vom Geld bestimmt wird. Wenn man dem Geld folgt, findet man die Wahrheit. Der Krieg wird auf beiden Seiten von so ziemlich denselben Leuten finanziert. Geld hält die Kriegsmaschinerie in Amerika mit den

«Mein Urgrossvater war als Einiger bekannt. Er schuf das Königreich der Serben, Slowenen und Kroaten.»

Neokonservativen am Laufen. Es ist eine traurige Realität, dass das auch die Medien beeinflusst. Die verunglimpfen dann Putin. Ich sage nicht, dass Putin perfekt ist. Ich bin kein Putin-Verteidiger. Ich sage nur, dass er missverstanden wird. Was in der Ukraine passiert, ist nicht das, was in den westlichen Medien berichtet wird.

Weltwoche: Was passiert denn wirklich?

Prinz Filip: Wenn sie sagen, es war ein unprovokierter Angriff, ist das totaler Schwachsinn. Er wurde vom Westen provoziert, damit man Waffen und Geld schicken konnte, um die Kriegsmaschinerie am Laufen zu halten. Es war wie immer, wie im Irak, in Afghanistan, in Syrien, in Libyen.

Weltwoche: Wie kommt man da wieder heraus?

Prinz Filip: Es braucht einen Wechsel in der Regierung der USA. Ich hoffe, dass Trump gewinnt. Trump ist alles andere als perfekt, aber ich denke, er wird einen besseren Job machen, indem er deeskaliert und den Krieg stoppt.

Weltwoche: Was sagen Sie zur Europäischen Union?

Prinz Filip: Sie war eine gute Idee, bis sie zu mächtig wurde und anfang, Richtlinien zu erlassen. Man hätte es bei einem Wirtschaftsraum belassen sollen. Ich bin offen für Freihandelsabkommen und offene Grenzen, aber wenn es darum geht, eine zentralisierte Regierung zu haben, nichtgewählte Beamte, die Entscheidungen treffen und dann Richtlinien an die Mitgliedsstaaten erlassen, dann geht das gegen die Souveränität der Länder. Nicht, dass ich total gegen die EU bin. Aber sie muss umstrukturiert werden.

Weltwoche: Ich war vor kurzem in Schanghai und war beeindruckt von dem Reichtum. Im Vergleich dazu habe ich den Eindruck, dass wir in Europa uns in einer Art rückständigem Gebiet befinden. Wie sehen Sie das?

Prinz Filip: Wegen seiner Bevölkerung und seines Reichtums würde man erwarten, dass Europa weltweit führend ist. Es ist ein Problem mit den Vorschriften, die es sich selbst auferlegt. Umweltvorschriften etwa. Das Drängen auf saubere Energie. Das zerstört die Energiestruktur unseres Europas. Europa ist stark reguliert. Daher erschöpfen sich Innovationen in Dingen wie Papierstrohalmen und Flaschenverschlüssen.

Weltwoche: Wie kommt man aus so einer Welt heraus? Wo ist der Silberstreif?

Prinz Filip: Ich denke, je mehr Menschen sich der Tatsache dieser offensichtlich unsinnigen, sinnlosen Politik, die aus dem Westen kommt, bewusst werden, desto mehr Menschen erkennen, dass sie keinen Sinn ergibt.

Weltwoche: Was kann der Westen von Serbien lernen?

Prinz Filip: Serbiens Neutralität ist etwas, das diese Länder lernen können, und nicht grösseren Mächten blind zu folgen, weil man dazu gezwungen wird. Sie müssen ein bisschen mehr zeigen von ihrer Stärke.

Weltwoche: So wie serbische Widerstandsfähigkeit.

Prinz Filip: Serbische Widerstandsfähigkeit. Brüssel kann schon seine Muskeln spielen lassen, aber sie müssen mehr trainieren.

Weltwoche: Wir sprechen von Serbien, doch vorher gab es Jugoslawien.

Prinz Filip: Mein Urgrossvater, König Alexander, war als der Einiger bekannt. Er schuf das Königreich der Serben, Slowenen und Kroaten. Daraus wurde Jugoslawien, das Bosnien-Herzegowina, Mazedonien und Montenegro eingliederte. Dann fiel die Idee von Jugoslawien in die Hände der Kommunisten unter Tito. Nach ihm zerfiel Jugoslawien, weil er kein Monarch war und keinen Nachfolgeplan hatte. Hier hat die Monarchie mit einer königlichen Familie einen Vorteil, da sie an Generationen denkt, die vor uns liegen.

Weltwoche: Glauben Sie, dass es unter einer Monarchie eine Chance gegeben hätte, Jugoslawien zusammenzuhalten?

Prinz Filip: Vielleicht wären im Laufe der Zeit Kroatien, Slowenien und Mazedonien ausgetreten. Aber es wäre nicht so blutig gewesen wie das, was wir in den neunziger Jahren erlebt haben, denn wir hätten eine starke, stabile Regierung gehabt, die von der Krone gehalten worden wäre. Sie hätte ein Gefühl der Einheit vermittelt. Jugoslawien würde vielleicht nicht mehr existieren, wie es das in der Vergangenheit getan hat, aber es hätte eine Art Einheit gegeben, weil etwa Montenegro und die Serben sich in ihrer Kultur sehr ähnlich sind. Die schrecklichen Dinge, die in den 1990er Jahren passiert sind, wären jedoch vermieden worden.

Weltwoche: Prinz Filip, vielen Dank für dieses Gespräch.

Das Video-Interview mit Erbprinz Filip finden Sie auf weltwoche.ch



Symbole serbischer Geschichte.



KOSOVO

Das Rütli der serbischen Nation

Das Kosovo und Metochien sind für die Serben die Wiege der Nation wie die Ur-schweiz für die Eidgenossen. Doch die albanisch-muslimische Mehrheit tilgt die Symbole serbischer Geschichte in der Re-gion ohne jede Rücksicht. Seit dem Ende der bewaffneten Konflikte 1999 sind 150 orthodoxe Kirchen und Klöster im Koso-vo demoliert und niedergebrannt worden, viele davon waren jahrhundertalt. Mehr als 10 000 Ikonen und Kultgegenstände wurden zertrümmert oder gestohlen, 256 orthodoxe Friedhöfe zerstört. Die inter-nationale Organisation «Europa Nostra» setzte das Unesco-Welterbe-Kloster Decani auf den ersten Platz der Liste der gefährdetsten Kulturdenkmäler Europas.

Serbien betrachtet den Kosovo als Be-standteil des eigenen Staatsgebiets. Keine Regierung in Belgrad kann es sich er-lauben, die in wenigen Jahrzehnten zur Minderheit gewordenen Landsleute im Kosovo durch Anerkennung dieses Staa-tes im Stich zu lassen. In einer kopflosen Vorwärtsstrategie hat die Schweiz 2008 den Kosovo als eigenständigen Staat an-erkannt. Dies geschah unter Missachtung der bewährten Anerkennungstradition, die ein eigenes Staatsvolk, ein klar um-grenztes Staatsgebiet und eine gefestigte Staatsgewalt voraussetzt. Dass diese Staatsgewalt im Kosovo nicht gegeben ist, belegt die Tatsache, dass dort seit 1999 Angehörige der Schweizer Armee als «Swisscoys» für Ruhe und Ordnung sor-gen müssen. In den vergangenen Jahren haben 28 Staaten dem Kosovo den Status eines unabhängigen Landes aberkannt, und es gab keine neuen Anerkennungen.

Zum Massaker an Tausenden von mus-limischen Bosniern in Srebrenica durch Soldaten der Republika Srpska von 1995 gibt es zu Recht eine lebendige Er-innerungskultur. Der internationalen Ge-meinschaft kaum einen Rückblick wert ist hingegen das März-Pogrom der koso-varisch-albanischen Terrororganisation UÇK gegen die im Kosovo ansässigen Ser-ben im Jahr 2004. Damals wurden sechs Städte und zehn Dörfer «ethnisch ge-säubert». Dabei sind neunzehn Menschen getötet und etwa tausend verletzt wor-den. 4000 Serben wurden vertrieben, 800 Häuser zerstört und 35 religiöse Stätten in Brand gesetzt. *Christoph Mörgeli*



Ausbrüche ekstatischen Lebensgenusses: Szene aus «Promise Me This», 2007.

Balkans wilder Fellini

Einst feierte der Westen Emir Kusturica als genialen Regisseur. Dann drehte der Wind.

Hanns-Georg Rodek

Emir Kusturica ist der meistdekorierte Regisseur, den der Balkan jemals hervorgebracht hat. Seine Filme «Papa ist auf Dienstreise» und «Underground» gewannen die Goldene Palme in Cannes, «Arizona Dream» den Silbernen Bären in Berlin, «Schwarze Katze, weisser Kater» den Silbernen Löwen in Venedig und «Das Leben ist ein Wunder» den französischen César. Im November wird Kusturica siebzig, ein Alter, das Generationsgenossen wie Steven Spielberg, Ridley Scott oder Pedro Almodóvar längst überschritten haben, die jedoch fast jedes Jahr einen neuen Film vorlegen.

Der letzte Film von Kusturica, an den sich irgendjemand ausserhalb seiner Heimat er-

innert, war «Die Hand Gottes», ein Porträt von Diego Maradona, und das ist anderthalb Jahrzehnte her. Seitdem: praktisch nichts. Kusturica ist nicht krank oder hat die Lust am Filmen verloren. Aber es scheint, als sei er in einem schwarzen Loch der Filmgeschichte verschwunden. Es ist ein Loch, an dem zahlreiche Kritiker gegraben haben – und nicht zuletzt er selbst.

Sein erstes Kunstwerk

Seine Heimat, genau das ist seine Tragik. Kusturica wuchs als Sohn eines atheistischen Journalisten im bosnischen Sarajevo auf, im vereinten kommunistischen Jugoslawien Marshall Titos. Man kann mit der Autobiografie

Kusturicas («Der Tod ist ein unbestätigtes Gerücht») in der Hand durch Sarajevo laufen und die steile Treppe erklimmen, auf der der siebenjährige Emir zusammenbrach, als er sein erstes Kunstwerk in die Schule bringen wollte, ein schweres Holzmodell der «Titanic». Man kann durch die Strassen des Stadtteils Gorica ziehen, in denen Kusturica eine Jugend am Rand der Straffälligkeit lebte; in Erinnerung daran trägt er heute noch Schuhe ohne Schnürsenkel. Und man kann die Klubs suchen, wo die «Neuen Primitiven» ihre Version des englischen Punks entwickelten: radikal antiintellektuell, bewusst provinziell, Kumpeltum am Rand der sozialistischen Gesellschaft, ein Ausleben des Balkan-Stereotyps vom «wilden Mann».

Der Durchbruch des Dreissigjährigen, «Papa ist auf Dienstreise», war bereits ein nostalgischer Rückblick auf seine Jugend, auf das Jugoslawien Titos, das sich 1984 in Auflösung befand. Ein Film über einen fussballverrückten, schlafwandelnden kleinen Jungen, über ein repressives Regime, eine Atmosphäre der Denunziation und eine Familie, die auseinandergerissen wird. In «Papa» sah man schon Ansätze der späteren Kusturica-Handschrift, aber voll entwickelt wurde sie erst in «Zeit der Zigeuner» (1989) und «Underground» (1995).

Ihre Hauptelemente waren überschwängliche Hochzeiten, zwischen Rationalität und Irrationalität schlafwandelnde Charaktere und alkoholgetränkte Typen in einer Art Trance. Kusturica huldigte einer Ästhetik des Exzesses, inszenierte Ausbrüche ekstatischen Lebensgenusses in der Öffentlichkeit. Überall Schelme und Einfaltspinsel, überall Blaskapellen und Draufgängertum, überall die Naturgewalt einer Anarchie, der politische Stürme nichts anzuhaben vermögen.

Märchenhaftes Ersatz-Jugoslawien

Die westlichen Kritiker haben ihn dafür geliebt, er war ihr Balkan-Fellini. Sein Vater, so Kusturica, habe ihm einmal gesagt, er müsse nicht unbedingt Fellini werden, es reiche schon, wenn er De Sica werde. Der Sohn wurde keiner von beiden. Es hätte in dem von wachsendem Nationalismus und eindringendem Kapitalismus geplagten Vielvölkerstaat genug neorealistisches Potenzial für einen neuen Vittorio De Sica gegeben, doch das interessierte Kusturica nicht. Die Situation hätte sich auch für den magischen Realismus eines Federico Fellini angeboten, das jedoch schien jenseits der Reichweite des Kunsthandwerkers aus Sarajevo.

Die Zeit zwischen «Zigeuner» und «Underground» war die Zeit der nationalistischen Radikalisierung von Emir Kusturica während der postjugoslawischen Kriege. Er war angewidert von der westlichen Unterstützung für das Unabhängigkeitsstreben der jugoslawischen Teilstaaten und bastelte in seinen Filmen dieser Zeit ein märchenhaftes Ersatz-Jugoslawien, wo sich dessen Stämme weiterhin verstanden; ein Fantasiebalkanien, das sowohl dem westlichen Klischee als auch seinen

Es scheint, als sei er in einem schwarzen Loch der Filmgeschichte verschwunden.

Träumen von Einheit entsprach. Die «Neuen Primitiven» von einst hatten zwar das Tito-Regime kritisiert, aber ihre eigene Identität nie in Frage gestellt, die als Jugoslawen. Nun, da Tito tot und sein Staat begraben war, suchten sie nach einer Ersatzidentität, und die fan-

den sie im Nationalismus des grössten Teilstaats: im Mythos von Gross-Serbien.

Dem begann Emir Kusturica anzuhängen, wie sein Freund Peter Handke. Wie bei Handke begann sich der Wind der westlichen Meinung auch gegen Kusturica zu drehen. Der emigrierte bosnische Schriftsteller Aleksandar Hemon befand, «Underground» spiele serbische Kriegsverbrechen herab, weil der Film den Balkan als «Produkt kollektiven, angeborenen, grausamen Irrsinns» darstelle. Der französische Philosoph Bernard-Henri Lévy kritisierte «Underground» in seinem eigenen Film «Bosna!», und in einer Debatte mit Lévy sagte dessen slowenischer Kollege Slavoj Žižek: «Ich hoffe, wir stimmen in einem Punkt überein, und das ist – um es brutal zu sagen – der Hass auf Emir Kusturica. «Underground» ist einer der schrecklichsten Filme, die ich je gesehen habe. Was für eine Art von jugoslawischer Gesellschaft siehst du in diesem Film? Eine Gesellschaft, in der Menschen Unzucht treiben, saufen, kämpfen – eine Art ewige Orgie.»



«Kämpfer für alle Slawen»: Kusturica.

Der Westen liess seinen liebsten Balkan-Filmmacher fallen. Kusturica unterstützte den serbischen Präsidenten Milosevic in dessen Angriff auf seine bosnische Heimatstadt: «Die Serben griffen Sarajevo an, um den Muslimen dort einen kleinen Schrecken einzujagen», verharmloste er die vierjährige Belagerung. Erst anderthalb Jahrzehnte später bezeichnete er das in seiner Autobiografie als «Irrung in der Richtung»; er benutzte dafür einen Dialog mit seiner Mutter – so, wie Fassbinder mit seiner Mutter in «Deutschland im Herbst» über die RAF diskutierte.

Seine proserbische Haltung hat das nicht erschüttert. Kusturica war ja auch Bassist für die Agit-Rockband The No Smoking Orchestra,

mit der er rund tausend Konzerte von Südamerika bis China absolvierte, und schrieb für sie Lieder wie «Ne damo Kosovo» (Wir geben Kosovo nicht her!) und «Ko ne voli Radova-

Sie hatten zwar das Tito-Regime kritisiert, aber ihre eigene Identität nie in Frage gestellt.

na, ne video durdevdana» (Wer Radovan nicht liebt, möge den St.-Georgs-Tag nicht mehr erleben), das sich auf General Radovan Karadzic bezieht, der wegen des Srebrenica-Völkermordes verurteilt wurde.

Verbindungen nach China

Als seine Isolation von westlichem Lob und westlichem Geld zunahm, entdeckte Kusturica eine neue Berufung: die des Stadtgründers. Für den Dreh von «Das Leben ist ein Wunder» hatte er eine stillgelegte Schmalspurbahn wieder funktionstüchtig gemacht, im Zlatibor-Gebirge, das Belgrad und Sarajevo verbindet, kurz vor der bosnischen Grenze. Kusturica verliebte sich in die Landschaft und begann, an der höchsten Zugstation ein Dorf zu bauen, genannt Küstendorf. Das hat inzwischen ein Restaurant, ein unterirdisches Kino, eine serbisch-orthodoxe Kirche und im traditionellen Stil gebaute Holzhäuser, die angemietet werden können.

Kusturicas dortiges Wohnhaus – wenn er nicht gerade in Belgrad oder Paris ist – besitzt ein Schwimmbad und eine Bibliothek, und immer im Januar richtet er ein Nachwuchsfestival aus, zu dem manchmal Stars wie Johnny Depp kommen, sein Darsteller aus «Arizona Dreams». Direkt gegenüber, auf der bosnischen Seite, errichtete Kusturica eine weitere Kleinstadt, Andricgrad, als Hommage an den jugoslawischen Literaturnobelpreisträger Ivo Andric, dessen Roman «Die Brücke über die Drina» er seit langem verfilmen möchte.

Ganz scheint der einstige Liebling der Kritik das Filmemachen noch nicht aufgegeben zu haben. Er pflegt Verbindungen nach China, und diesen Januar, bei einem erneuten Besuch bei Wladimir Putin, lobte er Russlands Präsidenten als «Kämpfer für alle Slawen». Er wolle bald einen Film in Russland drehen, über einen Heilkundigen, der im 15. Jahrhundert durch das pestgeplagte Europa reist. Das Drehbuch liege vor, die Besetzung sei noch nicht abgeschlossen. Danach könne er seine Filmkarriere beenden.

Hanns-Georg Rodek ist Filmkritiker bei der Welt.

«Putin ist ein Mann des Friedens»

Milorad Dodik, Präsident der Republika Srpska, über den Krieg in der Ukraine, Spannungen auf dem Balkan und was er in der Politik über das Leben gelernt hat. Die Kritik an Israel und Premierminister Netanjahu hält er für lächerlich.

Roger Köppel

Banja Luka

Weltwoche: Herr Präsident, vor wenigen Monaten hatten wir ein Interview mit dem serbischen Präsidenten Aleksandar Vucic. Er sagte mit Blick auf die Ukraine, er bereite Serbien auf ein Weltkriegsszenario vor. Was ist Ihre Meinung?

Milorad Dodik: Ich habe ebenfalls Angst vor dieser Entwicklung. Die letzten Monate haben gezeigt, dass Vucic richtigliegt. Der Krieg hört nicht auf, sondern weitet sich aus. Die Waffenlieferungen aus dem Westen nehmen zu. Jetzt dürfen Langstreckenraketen eingesetzt werden, um tief in Russland Ziele anzugreifen. Niemand spricht mehr davon, wie das Ganze begonnen hat. Damals sagte Kanzler Scholz noch, Deutschland werde Decken und Helme liefern, jetzt gleicht der Konflikt einem Krieg zwischen Russland und dem Westen. Die Ukraine ist nur ein Kollateralschaden. Ich verurteile den Krieg und bin der Meinung, dass wir uns nicht auf die Seite einer Partei schlagen sollten, so, wie Europa es getan hat. Amerika ist weit weg, drängt aber Europa dazu, Ressourcen für diesen Krieg aufzubrauchen. Es scheint, dass die USA versuchen, einen dauerhaften Konflikt zwischen Europa und Russland zu schaffen, um sicherzustellen, dass sie niemals Partner werden.

Weltwoche: Sie kennen Russlands Präsidenten Wladimir Putin. Was ist seine Motivation?

Dodik: Präsident Putin ist ein grosser Staatsmann, was ihm sowohl Freunde als auch Feinde bringt. Trotz der westlichen Hysterie kann ich sagen, dass er ein Mann des Friedens ist. Doch er konnte nicht zulassen, dass Russland durch die

«Bismarck sagte: <Wenn du Russland bezwingen willst, zwinge es, einen Krieg gegen die Ukraine zu führen.>»

westliche Expansion, besonders in der Ukraine, in Gefahr gerät. Andererseits leben auch fünfzehn Millionen Russen in der Ukraine, und er verteidigt sie. Tatsache ist, dass Putin nicht nach Mexiko gegangen ist, um dort an der Grenze zu den Vereinigten Staaten einen Krieg zu führen – der Krieg wird an Russlands Grenze ausgetragen.

Er war gezwungen, sein Volk in der Ukraine zu verteidigen, auch um seine geopolitische Position in seiner unmittelbaren Nachbarschaft zu stärken. Es gibt eine Ansicht, die im Westen immer noch Bestand hat und auf Bismarck zurückgeht. Dieser sagte: «Wenn du Russland bezwingen willst, dann zwinge es, einen Krieg gegen die Ukraine zu führen.» Heutzutage versucht der Westen dasselbe zu tun, verdeckt aber seine Absichten.

Weltwoche: Glauben Sie, Putin wird Atomwaffen einsetzen?

Dodik: Ich denke, Putin ist vernünftig genug, zu wissen, dass ein Angriff auf ein Nato-Land eine kollektive Reaktion auslösen würde. Der Westen drängt ihn zur Eskalation, aber ich bin sicher, dass Putin keine Atomwaffen gegen die Bevölkerung einsetzen wird. Kennen Sie den Namen für die Nato-Operation, bei der die Serben auf dem Balkan mit abgereichertem Uran bombardiert wurden, was bis heute bösartige Krankheiten in unserer Bevölkerung verursacht? Sie hiess «Barmherziger Engel». Zynisch. Uran ist ein wesentlicher Bestandteil jedes nuklearen Arsenal. Und sie haben es bereits hier abgeworfen, und sie haben es bereits hier und in Serbien getan. Was sollen wir also tun? Sollen wir ihnen dafür dankbar sein, dass sie abgereichertes Uran abgeworfen haben und nicht angereichertes? Putins Problem ist nicht die Bevölkerung, sondern es sind die politischen Eliten dieser Länder. Putin ist kein verzweifelter Mann, aber im Westen sehe ich einige Politiker, die verzweifelt sind. Scholz hat in Deutschland die geringste Unterstützung aller Zeiten. Solche Leute könnten zu extremen Handlungen greifen – Putin wird es nicht tun.

Weltwoche: EU-Kommissions-Chefin Ursula von der Leyen behauptet, Putin werde, sobald er mit der Ukraine fertig sei, die baltischen Staaten angreifen. Deshalb müsse Putin jetzt zwin-



«Es ist eine Frage der Identität»: Staatsmann Dodik (r.),

gend gestoppt werden, andernfalls räubere er die ganze ehemalige Sowjetunion zusammen.

Dodik: Das ist pure Propaganda. Der Westen versucht, von der Realität abzulenken. Ich bin kein Sprecher Putins. Ich sage, dass einige Dinge nicht in Ordnung sind, aber ich stehe nicht unter Druck Russlands, irgendetwas tun zu müssen. Im Gegensatz zum Westen, der viel Druck ausübt. Putin hat nicht vor, die Sowjetunion wiederzuerobern. Es wäre viel besser gewesen, wenn Europa eine strategische Partnerschaft mit Russland aufgebaut hätte. Aber Europa hat andere Pläne. Sie wollen keine gleichberechtigten Partner, sondern unterworfenen Nationen, die ihre Interessen verfolgen. In der Ukraine verteidigen kapitalistische Länder plötzlich ein kommunistisches Erbe, das von Lenin und Chruschtschow geschaffen wurde, indem sie grosse Teile der Ukraine von Russland abtrennten. Warum verteidigt

der Westen plötzlich diese Hervorbringungen früherer Sowjetführer?

Weltwoche: War der Krieg in der Ukraine unvermeidlich? Musste es früher oder später zum Aufeinanderprallen amerikanischer und russischer Interessen kommen?

Dodik: Nein, er war nicht unvermeidlich. Der Westen hat diesen Krieg gewollt. Als sie das Minsker Abkommen schufen, haben sie Putin betrogen. Sie haben sich nur Zeit erkaufte, um die Ukraine besser zu bewaffnen. Die westlichen Eliten streben seit je danach, Russlands natürliche Ressourcen zu kontrollieren, wie schon Napoleon und Hitler. Nichts hat sich geändert, ausser



Verleger Köppel.

der Methode. Sie versuchten es erst durch die Privatisierung, aber Putin hat das gestoppt. Carters Sicherheitsberater Zbigniew Brzezinski sprach über die Notwendigkeit, Russland in fünf Gebiete aufzuteilen, um die Herrschaft über das Land zu erleichtern. Ich habe nicht beobachtet, dass die Vereinigten Staaten und der Westen diese Theorie aufgegeben hätten. Es scheint, dass Putin eher ein Albtraum für den Westen ist als der Westen ein Albtraum für Putin. Die Vereinbarungen von Minsk hätten eingehalten werden, und die strategischen Interessen einer Weltmacht namens Russland hätten beachtet werden müssen. Anstatt Selenskyj zu unterstützen, der die russische Sprache in Schulen und viele kulturelle russische Aspekte in der Ukraine verboten hat. Aber man hat keine Verurteilung aus dem Westen gehört.

Weltwoche: Wann wird der Krieg enden?

Dodik: Leider wird es keinen schnellen Frieden geben. Die Ukraine ist eine künstliche kommunistische Schöpfung. Der Krieg wird enden, wenn Russland seine strategischen Ziele erreicht hat. Es wird viel Zerstörung geben. Forderungen, dass sich Russland komplett aus der Ukraine zurückzieht, sind unrealistisch. Das sagen nur Leute, die den Krieg verlängern wollen.

Weltwoche: Sie haben die US-Aussenpolitik kritisiert. Eines haben Sie mit den Vereinigten Staaten aber gemeinsam. Sie sind ein starker Befürworter Israels. Was sind Ihre Argumente?

Dodik: Die Juden haben in der Geschichte unermessliches Leid erfahren, und wir Serben teilen ein ähnliches Schicksal. Das grösste Konzentrationslager auf dem Balkan während des Zweiten Weltkriegs war in Jasenovac, ganz in der Nähe von Banja Luka. Über 500 000 Serben und mehr als 40 000 Juden wurden dort durch die kroatische Ustascha während des letzten Weltkriegs ermordet. Das hat eine historische Verbindung zwischen Serben und Juden geschaffen. Ich unterstütze Israels Recht auf einen eigenen Staat und das Recht auf Selbstverteidigung.

Weltwoche: Ist Netanjahus Reaktion auf den Hamas-Angriff vom 7. Oktober verhältnismässig?

Dodik: Die Vorstellung von Verhältnismässigkeit ist ein westlicher Mythos. Kann man mehr als 1100 Israelis ermorden und erwarten, dass Israel ebenso 1100 Palästinenser tötet? Das ist lächerlich. Die Terroristen kannten die Stärke des Staates Israel. Sie wussten, was sie heraufbeschwören. Israel verteidigt sich gegen Terroristen, die Kinder ermorden, nur weil sie Juden sind. Natürlich schmerzt es mich, das Leid der Palästinenser zu sehen,

aber es gibt keine einfache Lösung. So, wie die Nato die zivilen Opfer im Balkan in den 90ern als «Kollateralschaden» bezeichnet hat, so wird es auch hier getan.

Weltwoche: Das bringt uns zum Thema Republika Srpska. Ich habe gelesen, dass Sie einmal gesagt hätten, dass Sie wie Martin Luther King einen politischen Traum hätten. Sie hätten sich die Abspaltung der Republika Srpska von Bosnien-Herzegowina gewünscht. Warum wollen Sie sich abspalten?

Dodik: Wir verfolgen keine Abspaltung, aber wir verlangen, dass unsere Rechte aus dem Dayton-Abkommen respektiert werden. Bosnien-Herzegowina ist ein künstliches Konstrukt, das nie ein unabhängiges Land war. Es war immer Teil grösserer Imperien. Die Muslime in Bosnien haben christliche Wurzeln und wurden zwangsweise zum Islam konvertiert. Tito gab ihnen in

den 1960er Jahren den Status einer Nation, um die blockfreien Länder zu beeinflussen. Die Bosnier sind ein Produkt des Kommunismus, und dennoch verteidigt der Westen sie.

Weltwoche: Was ist Ihr Traum für die Republika Srpska?

Dodik: Die Zusammensetzung von Bosnien-Herzegowina ist ein Betrug. Dass ich recht habe, wird durch die Tatsache bestätigt, dass dreissig Jahre nach dem Konflikt die Dinge in Bosnien immer noch nicht gut funktionieren. Wir fordern deshalb unsere verfassungsmässigen Rechte zurück. Sie haben mich nach meiner Vision von der Republik gefragt. Gebt uns unsere verfassungsmässigen Rechte zurück. Wir werden in Bosnien-Herzegowina bleiben. Wenn sie uns unsere verfassungsmässigen Rechte nicht zurückgeben, dann sollen sie zumindest nicht erwarten, dass wir ihre nichtverfassungs-

«Das Wichtigste ist, in Frieden zu leben und zu wissen, was einem gehört.»

mässigen Rechte akzeptieren. Wir haben keinen Sezessionsplan. Aber wir suchen ein besseres Modell, das friedlich sein könnte. Und wenn man kein verfassungsmässiges Bosnien schaffen kann, dann scheint eine friedliche Trennung der einzige Ausweg zu sein. Wenn wir sie nicht bekommen, dann müssen wir über eine friedliche Trennung nachdenken. Eine gewaltsame Trennung lehne ich ab. Die Geschichte hat uns gelehrt, nicht zu vertrauensselig zu sein. Wir fordern nichts weiter als das Recht für unser Volk, hier zu leben. Wir setzen die Freiheit mit der Existenz der Republika Srpska gleich.

Weltwoche: Die Religion verliert an Bedeutung. Das Christentum scheint fast vergessen zu sein. Welche Bedeutung hat die Religion in Ihrem Leben? Welche Bedeutung hat die Religion hier in der Republika Srpska?

Dodik: Die Menschen sind der Kirche sehr verbunden, und auch die Muslime sind sehr eng mit ihren Moscheen verbunden. Es ist eine Frage der Identität, und die Menschen möchten diese Art von Identität bewahren.

Weltwoche: Sie sind seit dreissig Jahren in der Politik. Sie haben sehr dunkle Zeiten mit Krieg und Trennung und all den Problemen, über die wir gesprochen haben, durchlebt. Was haben Sie in der Politik über das Leben gelernt?

Dodik: Das Wichtigste ist, in Frieden zu leben und zu wissen, was einem gehört. Experimente wie der Kommunismus und das Konstrukt Bosnien-Herzegowina haben versagt.

Weltwoche: Herr Präsident, vielen Dank für dieses Gespräch.

Das Video-Interview mit Milorad Dodik finden Sie auf weltwoche.ch

Rasante Fahrt in die Zukunft

Gelegen zwischen Ost und West, holt die Balkanrepublik in grossen Schritten auf. Vor allem die technologischen und sozialen Fortschritte sind erstaunlich.

Christoph Mörgeli

Die Republik Serbien umfasst sieben Millionen Einwohner auf einer Fläche, die mehr als doppelt so gross ist wie jene der Schweiz. Allerdings entwickelt sich die Demografie noch immer negativ; die Auswanderung auch vieler hochqualifizierter Fachkräfte macht dem Land nach wie vor zu schaffen. Dieser Tendenz wird mit wesentlich mehr Geld als früher an die Familien und für Kinderbeihilfen entgegengewirkt. Vor allem aber macht sich Präsident Aleksandar Vucic die technologische und wirtschaftliche Aufholjagd gegenüber dem Westen zur Daueraufgabe.

1 — Historische Freundschaften

Vucic und Ministerpräsident Milos Vucelic suchen einerseits mit der Europäischen Union möglichst entspannte Beziehungen und positionieren Serbien als hoffnungsvollen Beitrittskandidaten. Andererseits sind die Beziehungen zu Russland historisch, kulturell und religiös so eng, dass dieser traditionsreiche Panslawismus keinesfalls gefährdet werden soll. Serbien ist militärisch erklärermassen neutral. Das Land verteidigt die Prinzipien des Völkerrechts und setzt sich konsequent für die Unversehrtheit der territorialen Integrität der Ukraine sowie aller anderen Staaten in der Welt ein. Die serbische Wirtschaft kann und will nicht auf russische Gas- und Öllieferungen verzichten und trägt darum die Sanktionspakete der EU nicht mit. Der Militärpakt Nato ist bei der serbischen Bevölkerung ohnehin extrem unbeliebt, seit das angebliche Verteidigungsbündnis 1999 völkerrechtswidrig und ohne Uno-Mandat serbische Städte und Einrichtungen bombardiert hat.

2 — Infrastruktur-Boom

Die Entwicklung Serbiens ist in verschiedenen Bereichen erstaunlich. Seit 2013 die Serbische Fortschrittspartei von Präsident Vucic das Staatsruder übernommen hat, wurden 445 Kilometer Autobahnen gebaut, sodass das Autobahnnetz bereits 997 Kilometer beträgt. Besonders wich-



Auf der Überholspur: Serbiens Präsident Vucic.

tig sind die Nord-Süd-Verbindungen A1 und A2, aber auch die West-Ost-Verbindungen A3, A4 und A5.

Die Modernisierung und der Ausbau des Bahnnetzes von mehreren hundert Kilometern sind ebenso bemerkenswert wie das Prestige-Projekt Paneuropäischer Eisenbahnkorridor X, das zügig vorankommt. Von grosser Bedeutung ist auch der Bahnkorridor VII/Donau. Was die beträchtlichen Aufwendungen für den Regionalverkehr betrifft, hat Serbien Zuggarnituren der Schweizer Firma Stadler Rail im Wert von rund 200 Millionen Franken gekauft (siehe Box). Die vergleichsweise enormen Investitionen in die Verkehrsinfrastruktur bieten der Bevölkerung auch Beschäftigung.

3 — Soziale Wohlfahrt

Im Bereich soziale Wohlfahrt wurden ebenfalls bemerkenswerte Fortschritte erzielt. Sowohl die Renten wie auch die Durchschnitts- und Minimallöhne haben sich in den letzten Jahren substanziell erhöht. Betrug die monatlichen Renten vor der Regierung Vucic noch 202 Euro, sind es gegenwärtig 390 Euro. In der gleichen Zeit stiegen die durchschnittlichen Monatslöhne von 329 auf 820 Euro. Demgegenüber ist

die Arbeitslosigkeit von 26 Prozent im Jahr 2012 auf gegenwärtig 9 Prozent gesunken. Lag die Staatsverschuldung 2001 noch über 100 Prozent des Bruttoinlandsprodukts, sind es heute noch 51,4 Prozent. Das serbische Gesundheitssystem konnte in beachtlichem Mass erweitert und gestärkt werden: In der Ära von Vucic sind 147 neue Spitäler und Gesundheitseinrichtungen entstanden.

4 — Zukunftstechnologien

Wissenschaftlich liegt der Fokus auf Life Sciences, Digitalisierung und künstlicher Intelligenz. Zwei der vier Wissenschafts- und Technologieparks in Belgrad, Novi Sad, Nis und Cacak wurden im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit von der Schweiz finanziell unterstützt; zwei weitere Parks in Kragujevac und Krusevac sollen folgen. Der Bio-Economy-Hub «Bio4 Campus», der sich den Bereichen Biomedizin, Biotechnologie, Bioinformatik und Biodiversität widmen soll, wird gemäss Planung 2027 fertiggestellt. Etwa 1200 Dozenten und 4000 Studenten sollen dort lehren, studieren und forschen. Die Regierung Serbiens hat bereits mit verschiedenen Konzernen und Firmen zukunftsweisende Verträge unterzeichnet, etwa mit Roche, Swiss Rockets, Astrazeneca, aber auch mit Partnern wie Südkorea oder China, die in den «Bio4 Campus» einziehen werden.

5 — Digitale Vorreiterrolle

Bezüglich Informations- und Kommunikationstechnologien liegt der Schwerpunkt bei der Entwicklung und Anwendung der künstlichen Intelligenz (KI) und der Biotechnologie. In der Republik Serbien ist die Digitalisierung sehr weit fortgeschritten. So wurde das serbische Gesundheitswesen – im Gegensatz zum schweizerischen – komplett digitalisiert. Das Land hat als erstes in der Region Südosteuropa eine KI-Strategie erarbeitet und verabschiedet. Bereits wurde der erste Führerschein der Stufe drei für autonomes Fahren in Anwesenheit des Fahrers ausgestellt. Geplant sind autonome Fahrzeuge ohne Fahrer

für die Expo 2027 in Belgrad, um den Personentransport auf dem Messegelände, aber auch andere Aufgaben sicherzustellen.

Schon in Betrieb sind das hochmoderne staatliche Datenzentrum in Kragujevac und das WEF-Zentrum für die vierte Industrierevolution in Belgrad. 2023 haben in Kragujevac die zuständigen Minister Serbiens mit der Leiterin der IT-Abteilung vom Cern in Genf, Enrica Maria Porcari, ein «Memorandum of Understanding» zur Aufbewahrung eines Teils des Computernetzwerks LHC (Large Hadron Collider) unterzeichnet. Die Schweiz ist nach den USA und Grossbritannien der dritt wichtigste Exportmarkt für serbische Dienstleistungen im Bereich Informations- und Kommunikationstechnik (ICT).

6 — Milliardeninvestitionen

In den letzten fünf Jahren betragen die direkten ausländischen Investitionen in Serbien zwischen 3,8 und 4,4 Milliarden Euro jährlich und damit mehr als in allen anderen Balkanstaaten. Die Schweiz gehört zu den fünf wichtigsten aus-

Mit 600 Unternehmen gehört die Schweiz zu den wichtigsten ausländischen Investoren in Serbien.

ländischen Investoren in Serbien. Es wirken dort fast 600 schweizerische Unternehmen, die rund 12 000 Personen beschäftigen. Besondere Bedeutung haben Konzerne wie Nestlé, Barry Callebaut, Sika oder Regent Lighting. Vergangene Woche erhielt Serbien von der Kredit-Rating-Agentur S & P die Beurteilung «BBB». Kein Land unter den EU-Kandidaten in der Region erreicht diesen Standard. Und am 11. Dezember findet das erste serbisch-schweizerische Innovationsforum in Belgrad statt.

7 — Starke Diaspora

Eine EU-Mitgliedschaft ist und bleibt das strategische aussenpolitische Ziel Serbiens, wobei der Staat auf gleichzeitige Wahrung von Souveränität und territorialer Integrität pocht. Das Kosovo gehört für Serbien nach wie zum eigenen Staatsgebiet. Die Regierung in Belgrad fördert die Zusammenarbeit mit den USA und der EU als wichtigste Handelspartner und Investoren, pflegt jedoch auch gute Wirtschaftsbeziehungen mit China, Russland, der Türkei oder den Vereinigten Arabischen Emiraten. In der Schweiz leben fast 60 000 serbische Staatsbürger. Die Zahl der orthodoxen Serben wird – zusammen mit den zahlreichen Eingebürgerten – auf etwa 150 000 Personen geschätzt. Sie alle sind oder waren geschätzte, tüchtige Arbeitskräfte und wertvolle Brückenbauer zwischen der Schweiz und Serbien.

Eine frühere Version dieses Artikels ist in Ausgabe 51/23 erschienen.

Weltwoche Nr. 41.24
Bild: Petar Milosevic

EISENBAHN

Srbijavoz und Stadler – und es funktioniert

Die staatliche serbische Eisenbahngesellschaft Srbijavoz hat in der letzten Zeit die Zahl der beförderten Passagiere deutlich gesteigert und den gebotenen Service verbessert. Mit der Einführung von neuen Zügen, dem Bau einer Hochgeschwindigkeitsstrecke sowie der kontinuierlichen Verbesserung der Unternehmensprozesse einschliesslich Digitalisierung, präsentiert sich das serbische Eisenbahnunternehmen in neuem Gewand. Diese Fortschritte haben das Reisen mit der Bahn auf eine neue Qualitätsstufe gehoben und eine neue Ära für Srbijavoz eingeläutet, das seine Stellung als zukunftsorientiertes und kundenzentriertes Unternehmen auf diese Weise behaupten konnte.

«Dank den substanziellen Investitionen der Regierung der Republik Serbien und unserer unerschütterlichen Entschlossenheit, die Operationen von Srbijavoz zu verbessern, kann ich heute stolz mitteilen, dass wir im Jahr 2023 mehr als sieben Millionen Passagiere befördert haben – gegenüber 2021 eine eindrucksvolle Steigerung des Passagieraufkommens um das Zweieinhalbfache. Wir sind entschlossen, unser Angebot kontinuierlich zu verbessern, unseren Passagieren Reiseerlebnisse der höchsten Qualität zu bieten und dafür zu sorgen, dass wir weiterhin mit anderen Verkehrsmitteln konkurrieren können. Unser ehrgeiziges Ziel ist es, bis Ende 2027 mehr als zwanzig Millionen Passagiere zu befördern», sagt Ivan Bulajic, der geschäftsführende Direktor von Srbijavoz.

Begeisterte Passagiere

Der Schweizer Schienenfahrzeugbauer Stadler zählte zu den frühesten Partnern von Srbijavoz auf seinem Weg zu Modernisierung und Fortschritt. 2013 wurde ein erster Vertrag zur Lieferung von 21 Flirt-(Fast Light Intercity and Regional Train)-Einheiten unterzeichnet. Diese Züge boten eine ganze Palette von Vorzügen und machten die Bahn für die Bürger Serbiens zu einem zuverlässigen, komfortablen und kostengünstigen Verkehrsmittel.

Stadlers drei Kiss-(komfortabler, innovativer, spurtstarker S-Bahnzug)-Kompositionen wurden vor zwei Jahren auf der neuen Hochgeschwindigkeitsstrecke zwischen Belgrad und Novi Sad unter dem Namen Soko in Dienst gestellt. Seitdem begeistern sie Millionen Passagiere.

Der Soko, der Geschwindigkeiten von bis zu 200 km/h erreicht, ist der erste Doppel-

stockzug, der auf der Hochgeschwindigkeitsstrecke eingesetzt wird – Symbol des Fortschritts bei der Modernisierung der serbischen Eisenbahn und Wegbereiter für die Zukunft des Transportsektors.

«Mit dem Bau der Hochgeschwindigkeitsstrecke», sagt Bulajic, «im Verein mit dem Kauf von neuem, modernstem Rollmaterial, konnte Srbijavoz rasches Wachstum und einen Modernisierungsschub in allen operativen Bereichen verzeichnen. Zentraler Partner bei dieser Transformation ist das Schweizer Unternehmen Stadler, dessen Züge bei unseren Passagieren besonders beliebt sind.»

Der jüngste Vertrag im Wert von 112 Millionen Euro über den Kauf von achtzehn Flirts der neuesten Generation, bestimmt für den Regionalverkehr, wurde Ende 2021 unterzeichnet. Von diesen Zügen sind dreizehn bereits in Dienst gestellt, die übrigen fünf sollen bis Ende Jahr geliefert werden. Diese Expansion eröffnet nicht nur neue Regionalverbindungen, sondern wird auch für ein gesteigertes Verkehrsaufkommen sorgen und das Angebot auf den bestehenden Verbindungen verbessern.

«Unsere Flotte ist die jüngste in Europa, und unsere Passagiere sind überaus zufrieden mit dem Design und dem Komfort, den diese neuen Züge bieten», sagt Bulajic. Um die Wartung des gesamten Rollmaterials (darunter 42 Flirt-Züge von Stadler) sicherzustellen, hat Srbijavoz kürzlich auch in den Bau des modernen Depots TPS Zemun investiert, in dem anspruchsvollste Instandhaltungsarbeiten durchgeführt werden können. Wie Bulajic überdies betont, ist Srbijavoz entschlossen, eines der führenden Eisenbahnunternehmen in Europa zu werden. «Mit Stadler an unserer Seite werden wir unsere Vision realisieren.»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Bis zu 200 km/h: Srbijavoz-Direktor Bulajic vor einem Soko-Zug von Stadler.

Alle lieben Turbofolk

Ein eigentümlicher Soundtrack entzückt die Fans seit Jahrzehnten. Seine Wurzeln liegen in Bosnien, erobert hat er längst den ganzen Balkan.

Jelena Pajic



Brücke in die alte Heimat und in die Zukunft: Lepa Brena, Jelena Karleusa, Aleksandra Prijovic, Svetlana «Ceca» Raznatovic (v.l.).

Als Jugoslawien 1963 seine Grenzen für Gastarbeiter öffnete, zogen zahlreiche Menschen von dort nach Westeuropa. Für mich als Kind damaliger Gastarbeiter in der Schweiz bedeutete die Musik nebst den Verwandten die wichtigste Brücke in meine alte Heimat. Für die ältere Generation war Lepa Brena (die schöne Brena) der Inbegriff eines Superstars. Sie verkörperte die auch kulturell offenere Haltung Jugoslawiens im Vergleich zu anderen kommunistischen Staaten. Auch vermochte Lepa Brena nicht nur den damaligen Vielvölkerstaat, sondern auch bäuerlich-ländliche Gebiete mit dem industriellen Leben in den Städten zu versöhnen.

Die «neu komponierte Volksmusik» war eine Art Vorläuferin des Turbofolks. Sie verband überlieferte Balkanklänge mit frecheren, schnelleren, kurz: moderneren Rhythmen. Zu den folkloristischen gestrichenen, gezupften und geschlagenen Instrumenten kamen neu Elektrogitarre, Bass und Schlagzeug sowie das Akkordeon. Geblieben sind aber der traditionelle Triller, das Tremolo und die Anklänge an den Reigentanz Kolo. Das neue Musikgenre wurde vom offiziellen Jugoslawien in den achtziger Jahren massiv gefördert. Die knapp bekleidete Sängerin Lepa Brena – aus einer muslimischen Familie im heutigen Bosnien-Herzegowina stammend – tröstete als Megastar die Massen aller Schichten über die

wirtschaftliche Misere des jugoslawischen Auslaufmodells hinweg. Sie galt als Inbegriff einer selbstbestimmten, erfolgreichen und sexy Frau. Ihr Sound gewann immer mehr an Tempo und eroberte die Diskotheken.

Cecas triumphales Comeback

In den 1990er Jahren zerfiel Jugoslawien – leider mit vielen Gewalttaten und Kriegen. Die familiären Wurzeln und der Glaube wurden zunehmend wichtig. Der Übergang zur Marktwirtschaft verlief nicht ohne Korruption und kriminelle Machenschaften. Entsprechend protzig inszenierte auch und gerade die Musikszene Lebensstil, Statussymbole und Marken-

artikel. Nun setzte die hohe Zeit des Turbofolks ein, ein Mischwort, das für moderne Beschleunigung und überlieferte Volksklänge steht. Elektrobeats, Keyboards und Synthesizer sorgen für Tempo. Es sind vor allem Frauen, die dazu von (unglücklicher) Liebe, Schmerz und Trauer singen, oft auch von ihrem Stolz und ihrer Verachtung für die Männer.

Inbegriff dieses Turbofolks war und ist die auf dem ganzen Balkan populäre Ceca. Die Sängerin verkörperte in jenen unruhigen Zeiten die serbische Nation, aber auch den überspitzten serbischen Nationalismus. Die glamouröse Belgrader «Märchenhochzeit» von

Stimme, ihrer Ausdrucksstärke, ihrem Privatleben und ihrer sexualisierten Ästhetik zum Inbegriff des Turbofolks geworden.

Gegen das Patriarchat

Die Emanzipation einer Lepa Brena tritt bei Ceca zurück, denn ihre Rolle besteht im vorherbestimmten Schicksal einer Ehefrau, die sich der Führung eines möglichst starken, mächtigen Mannes fügt – mit all den damit verbundenen Enttäuschungen und Erniedrigungen. Ceca war gleichzeitig Mädchen aus dem kleinen Dorf und steinreiches Glamourgirl, Sexsymbol und treue Gattin, freche Rockgöre und trauernde Witwe.

Besonders geschickt bewegt sich Jelena Karleusa in diesem neuen Sound. Thema der Texte waren neuerdings Fremdgehen, One-Night-Stands, ja selbst gleichgeschlechtliche Avancen. Die Frauen nehmen sich, was sie wollen, sie bestimmen ihr Leben eigenständig und lassen sich von halbnackten Männern umtanzen. Auch die bis ins Grotoske getriebenen weiblichen Schönheits- und Konsumideale werden ironisch inszeniert.

Gleichzeitig wird der Turbofolk politisch, jedenfalls politischer, als er bei Ceca je war. Jelena Karleusa tritt öffentlich für die Rechte der Homosexuellen und der Frauen ein. Und



Ceca mit Arkan, den viele als Kriegsheld verehrten, andere aber wegen seiner mafiösen Verbindungen in die Unterwelt ablehnten, verzückte Serbien 1995. Heute erscheint der

Die Frauen nehmen sich, was sie wollen, und lassen sich von halbnackten Männern umtanzen.

damals inszenierte Pomp eher peinlich, auch wenn die Musik von Ceca nach wie vor überzeugt. Ihr Comeback im Jahr 2002, zweieinhalb Jahre nach der Ermordung ihres Mannes, wurde zum Triumph. Sie ist mit ihrer rauen

Nach den unseligen Bürgerkriegen und der Hinwendung zu Demokratie und Europa galt der Turbofolk vielen als «unserbisch», weil zu «balkanisch», zu sehr noch immer vom Osmanischen Reich beeinflusst. Tatsächlich steckt im Turbofolk viel Bosnien, wobei das Serbentum gerade dort gegen den muslimischen Druck bewahrt wurde. Im neuen Jahrtausend verdrängten der westliche Rock und Pop zunächst den Turbofolk. Doch dieser hat sich geschmeidig an neue musikalische Entwicklungen angepasst und Elemente von Dance, Blues, Hip-Hop, Elektro und Rock übernommen. Weltstars wie Madonna, Lady Gaga oder Rihanna wurden jetzt zu Vor- und Leitbildern.

sie prangert das Patriarchat an, das sich nach dem Zerfall Jugoslawiens in der Region massiv ausgebreitet hat. Wenn die prominenteste Interpretin des Turbofolks gleich auch noch die LGBTQ-Bewegung in Schutz nimmt, ist ihr Kritik von konservativen Politikern wie auch von der orthodoxen Kirche gewiss. Auch Sängerinnen wie Tea Tairovic und Aleksandra Prijovic tragen die Tradition des Turbofolks in die Zukunft.

Jelena Pajic ist ehemalige Miss Bosnien und Herzegowina Schweiz. Sie hat serbische Wurzeln, wuchs mit Turbofolk auf und mag den Stil bis heute.

Die eigenwillige Nation

Wir erzählen hier Episoden aus der Vergangenheit – aber nur solche, in denen die Serben etwas Besonderes in der europäischen, manchmal sogar in der Weltgeschichte leisteten.

Prof. Pedrag J. Markovic

Im Laufe ihrer Geschichte haben die Serben immer wieder eine weltpolitisch bedeutsame Rolle gespielt. Im Mittelalter errichteten sie ihren Staat an der Grenzlinie zwischen Ost und West. Die mächtigste serbische Dynastie (die Nemanjiden) baute einige der schönsten mittelalterlichen Kirchen, von denen mehrere im Kosovo erhalten sind. Sie repräsentieren die einzigartige Mischung aus ost- und westeuropäischer Tradition. Das schönste Beispiel ist Decani. Auf den ersten Blick ist es eine italienische Kirche, im Innern findet sich eines der besterhaltenen byzantinischen Freskenensembles. Decani und andere serbische Klöster im Kosovo stehen seit 2004 auf der Liste des gefährdeten Welterbes. Nach über hundert Jahren Kampf kam das mittelalterliche Serbien unter osmanische Herrschaft. Vor allem die Schlacht auf dem Amselfeld 1389 spielt in diesem Zusammenhang eine herausragende Rolle. Sie ist eine der wenigen historisch bedeutsamen Schlachten, in denen die Anführer beider Seiten den Tod fanden, und die einzige, in der ein osmanischer Sultan auf dem Schlachtfeld fiel.

Die Serben leisteten jahrhundertlang Widerstand gegen die osmanische Herrschaft. Und Belgrad war die europäische Hauptstadt, die am häufigsten belagert, bombardiert, besetzt und zurückerobert wurde (1521, 1688, 1717, 1739, 1789, 1806, 1813, 1862, 1914, 1915, 1941, 1944, 1999).

Im historischen Wirbelsturm

Während der zahllosen Kriege gegen die Türken liessen sich Serben im Gebiet der habsburgischen Militärgrenze nieder, dem Grenzland zum Osmanischen Reich. Hier siedelten freie Bauernsoldaten. Kroatische Adelige waren frustriert, dass so viele freie Bauern nicht Leibeigene waren, und die katholische Kirche war nicht glücklich über die vielen Orthodoxen, die ihren eigenen religiösen Traditionen folgten.

Die Bauernsoldaten im Grenzland machten nur ein Prozent der Bevölkerung des Habsburgerreichs aus, stellten aber zwischen einem Viertel und einem Drittel der Soldaten der Monarchie. Nach der Niederschlagung eines serbischen Aufstands gegen die Osmanen 1688 führte der serbische Patriarch sein Volk in die Emigra-

tion nach Norden, bis weit in die Pannonische Tiefebene. Das heutige Zentralserbien war am Ende so menschenleer, dass es den Namen «Sumadija» (Waldland) bekam. Das Kernland des mittelalterlichen Serbiens, das heutige Kosovo, wurde von Albanern besiedelt.

1804 begann einer der grössten Aufstände gegen das Osmanische Reich. Die Serben gründeten einen praktisch eigenständigen Staat, der 1813 von den Türken zerschlagen wurde, aber 1815 erhoben sich die Serben abermals. Obwohl Ser-

bien erst auf dem Berliner Kongress 1878 seine Unabhängigkeit erlangte, bestanden seine staatlichen Strukturen bereits seit 1815. Serbien führte einige der fortschrittlichsten Institutionen in Europa ein. 1835 gaben sich die Serben eine am französischen und am belgischen Modell orientierte Verfassung, die so demokratisch war, dass die Westmächte, Russland und die Türkei ihre Annullierung forderten. Doch die Grundrechte blieben bestehen. Serbien schaffte als erste Nation auf dem Balkan den Feudalismus und die Sklaverei



Multikulturellste Gesellschaft: Kloster Visoki Decani.

ab. Im 19. Jahrhundert zog es viele Einwanderer nach Serbien. Kein anderes europäisches Land erlebte einen solchen Zustrom an Migranten.

1914 gerieten die Serben in einen historischen Wirbelsturm. Ein junger Serbe verübte in Sarajevo ein Attentat auf Erzherzog Franz Ferdinand und seine Frau. Wien beschuldigte sogleich die serbische Regierung, diesen Anschlag organisiert zu haben. Tatsächlich waren die Serben nach zwei Balkankriegen erschöpft. Sie wollten nicht schon wieder einen Krieg. Doch die Krise führte zum Ersten Weltkrieg. Der Beschuss Belgrads durch österreichisch-ungarische Kanonenboote war der erste Artillerieangriff in diesem Krieg. Belgrad war die erste europäische Hauptstadt, die im 20. Jahrhundert bombardiert wurde. 75 Jahre später, 1999, wurde Belgrad als letzte europäische Hauptstadt in diesem Jahrhundert bombardiert. Diesmal brachten Nato-Kampfflugzeuge Raketen und Bomben.

Die Serben fügten der k. u. k. Armee in den ersten fünf Kriegsmonaten zwei schwere Niederlagen zu – die erste auf dem Berg Cer im Sommer 1914 war der erste Triumph der Entente. Österreich-Ungarn konnte Serbien gegen Ende 1915 nur mit Hilfe von Deutschland und Bulgarien besiegen. Aber der serbische Staat lebte weiter.



Die Serben evakuierten die Verwaltung und ihre Armee über die albanischen Berge nach Korfu und kämpften an der Saloniki-Front. Das war die erste Front der Mittelmächte, die im September 1918 zusammenbrach. Im Dezember 1918 wurde in Belgrad das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen proklamiert – in einer Privatvilla, weil das königliche Schloss zerstört war. Der Sieg im Ersten Weltkrieg wurde mit rund einer Million Toten teuer bezahlt. Der Blutzoll der Serben war, im Verhältnis zur Bevölkerungszahl, der höchste unter den Kriegsparteien.

1929 wurde das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen in Jugoslawien (Land der Südslawen) umbenannt. 1941, nach dem ers-

Für jeden getöteten deutschen Soldaten erschossen die Deutschen hundert Zivilisten.

ten Massenaufstand gegen die Nazis auf europäischem Boden, wurde das Königreich ausgelöscht. Aus Protest gegen den erzwungenen Beitritt Jugoslawiens zum Drei-Mächte-Pakt putschten Luftwaffenoffiziere gegen die Regierung. Es kam zu Demonstrationen von Millionen Menschen, mehrheitlich Serben. In seiner Empörung ordnete Hitler die vollständige Vernichtung Jugoslawiens an. Das Land wurde nicht bloss besetzt, sondern zerschlagen. In diesem zerstückelten Land entstand der Unabhängige Staat Kroatien, regiert von der Ustascha. Diese Regierung verfolgte als einzige ein von den Nazis unabhängiges Genozidprojekt. Alle Serben in Kroatien und Bosnien-Herzegowina sollten vernichtet oder zwangsweise katholisiert werden. Das grösste Vernichtungslager ausserhalb des Deutschen Reichs war Jasenovac in Kroatien, eines der schlimmsten Todeslager weltweit. Die Serben von Kroatien und Bosnien-Herzegowina gehören zu den Nationen, die proportional die grössten Verluste während des Zweiten Weltkriegs erlitten. Sie stellten den grössten Anteil von Widerstandskämpfern in Europa.

Traurige Berühmtheit von Srebrenica

Überall antworteten die Serben im Sommer 1941 mit einer massenhaften Volkserhebung, der ersten im besetzten Europa. Die Deutschen waren so wütend, dass sie für jeden getöteten deutschen Soldaten hundert Zivilisten erschossen – ein beispielloses Vorgehen in ganz Europa, die Sowjetunion ausgenommen. In Kragujevac fanden die Deutschen nicht genügend Erwachsene, weshalb sie mehrere Schulklassen ermordeten. Solche Massnahmen konnten den Widerstand der Serben und anderer jugoslawischer Nationen nicht brechen. Jugoslawische Partisanen hielten die befreiten Gebiete, zum Teil grösser als Belgien, bis Kriegsende. Die Partisanen, mehrheitlich Serben, waren die grösste Guerillaarmee in Europa und, nach den Chinesen, die zweitgrösste weltweit.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Jugoslawien der einzige unabhängige kommunistische Staat in Europa. Das Land war eine relativ liberale Gesellschaft. Es galt allgemeine Reisefreiheit. Die Kommunisten förderten die Künste, sogar die avantgardistischen Performances von Marina Abramovic.

Jugoslawien war in vielerlei Hinsicht ein disparates Land. Slowenien hatte 1985 ein Pro-Kopf-BIP, das demjenigen Spaniens entsprach, während das Kosovo auf einer Stufe mit Pakistan stand. Die Slowenen schauten nach Westen, die Kosovo-Albaner nach Albanien, der brutalen kommunistischen Diktatur. Die serbischen Behörden reagierten gewaltsam auf die Unabhängigkeitsbestrebungen der Kosovo-Albaner. 1991 erklärten erst Slowenien, anschliessend Kroatien ihre Unabhängigkeit. 1992 erklärten die Muslime und Kroaten von Bosnien ihre Unabhängigkeit. Die Serben in Kroatien und Bosnien befürchteten eine Wiederholung von 1941. In Kroatien wurden Währung, militärische Dienstgrade und die Nationalflagge aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs wieder eingeführt. Der erste Präsident der Republik Bosnien-Herzegowina, Alija Izetbegovic, forderte in seinem Manifest «Islamische Erklärung», dass Muslime in einem islamischen Staat leben sollten. Ein schrecklicher ethnischer Krieg brach aus. Am Ende vertrieben die Kroaten die Serben von einem Drittel ihres Territoriums. Der Anteil der Serben in Kroatien fiel von 12 auf 3 Prozent. In Bosnien verfolgten die drei Gemeinschaften das Ziel, ethnisch «gesäuberte» Territorien zu errichten. Serbische paramilitärische Einheiten verübten einige der schlimmsten Verbrechen im Nachkriegseuropa. Vor allem das Massaker von Srebrenica erlangte traurige Berühmtheit.

Die Kosovo-Albaner erhoben sich 1997, um ihre Unabhängigkeit zu erringen. Schon zuvor hatten sie es abgelehnt, in Serbien am politischen Leben mitzuwirken. 1999 bombardierten Nato-Flugzeuge Serbien, um eine angebliche humanitäre Katastrophe zu verhindern. Es war der erste Kampfeinsatz in der Geschichte der Nato. Einige Ziele wurden erst im Laufe dieser Aktion definiert, etwa die Situation der Flüchtlinge. Laut UNHCR verliessen 80 Prozent der Flüchtlinge das Kosovo nach Beginn des Bombardements. Serben und Albaner flohen in ähnlich grosser Zahl.

Heute ist Serbien – nach all diesen Katastrophen – weiterhin die multikulturellste Gesellschaft in der Region. In der nördlichen Provinz Vojvodina werden Bekanntmachungen in den sechs Amtssprachen verfasst. Serbien arbeitet entschlossen daran, Wirtschaft und Gesellschaft voranzubringen.

Predrag J. Markovic ist Direktor des Instituts für Zeitgeschichte in Belgrad.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Wolfskräfte eines Tenniskriegers

Mit genialem Instinkt und religiöser Entschlossenheit holt sich Novak Djokovic die Big Points. Rogers Federers Kunstwerk zerbricht in den Schützengräben der serbischen Seele.

Tom Kummer

Wimbledon 2019. Der «unbeliebteste Champion aller Zeiten» (*New York Times*) betritt den heiligen Rasen. Einmal mehr gilt der tosende Applaus nicht ihm, sondern seinem Gegner.

Novak Djokovic hält sein Kinn hoch und blickt grinsend zum Himmel. Als ob er dort etwas erkennen kann, was seine Gegner niemals erfahren werden und ihn auch heute unschlagbar machen wird.

Die Entbehrungen.

Der Hass.

Der Ausnahmezustand.

Sie könne die Abneigungen auf ihrer Haut spüren, sagt Mutter Dijana später weinend, nachdem sie ihren triumphierenden Sohn in den Armen gehalten hat. Die Leute sehen in ihrem Sohn nicht die Erfolge, sondern etwas «anderes». Eine Lebenserfahrung aus einer anderen Welt, die ärmliche Kindheit in einem Land, das in einen blutigen Krieg verwickelt war und seither als Bösewicht dargestellt wird.

Noch bedrohlicher, noch explosiver

Es war nie ein Geheimnis, dass Djokovic unter der mangelnden Wertschätzung der Öffentlichkeit leidet. Vor allem darunter, dass es seinen beiden grössten Widersachern, Roger Federer und Rafael Nadal, immer viel einfacher gelang, das Publikum auf ihre Seite zu ziehen.

Die Erfahrung ihres Sohnes spiele sich im tiefsten Inneren ab, sagt Mutter Dijana zum BBC-Reporter – unsichtbar für die Welt. Es sei eine «religiöse Erfahrung», die ihren Sohn starkmache für jene gnadenlosen Djokovic-Momente, die ihn den längsten Wimbledon-Final aller Zeiten gewinnen lassen. Der wichtigste Sieg in seiner Karriere nach 4 Stunden und 57 Minuten. Es ist der letzte Grand-Slam-Final in Federers Karriere, seine schmerzhafteste Niederlage, nach zwei vergebenden Matchbällen.

Federer ist zwar optisch der bessere Spieler, aber Djokovic gewinnt die wichtigen Punk-



Erfahrungen aus einer anderen Welt: Ikone Djokovic.

te. Das ist kein Zufall. Djokovic ist seit Jahren der beste Big-Point-Spieler im Tennis – vor allem bei Grand-Slam-Turnieren, vor allem in nervenaufreibenden Tiebreaks.

Kein anderer Spieler kann sich bei Big Points besser tunneln und Punkte vorausschauend visualisieren. Sein Blick wird bei Break-Bällen noch bedrohlicher. Seine Laufarbeit entfaltet sich noch explosiver. Er macht besondere Kräfte frei, wenn er die Abneigung des Publikums spürt. Auch weil er das «inner game of tennis» besser beherrscht als seine Gegner. Jenes Spiel, das im Kopf des Spielers stattfindet und gegen unsichtbare Hindernisse wie Nervosität und Selbstzweifel gespielt wird.

Was Djokovic dabei so effizient macht, ist seine Fähigkeit, Verteidigung in Angriff zu verwandeln. Winner aus scheinbar hoffnungslosen Positionen zu schlagen. Er besiegelt Federers Schicksal immer wieder mit sensationellen Inside-out-Vorhand-Winnern – vom Rand des heiligen Rasens geschlagen.

Woher kommt diese Effizienz, die Federer bei Big Points nicht vorweisen kann? Vater Srđjan ist überzeugt, dass sein Sohn in solchen Mo-

menten das «Reservat eines Wolfsmanns» anzapft. Verweist er dabei auf tierische Instinkte? Die Wildbahn des Lebens?

Der Vater hat angegeben, Kriegskind Novak sei für eine Weile in einem Versteck in den Bergen unter Wölfen aufgewachsen. Falls das stimmt, können sich seine Gegner natürlich nicht mit solchen Erfahrungen messen.

Der Grösste aller Zeiten

Federer bediente sich ganz anderer Ressourcen. Denen wurde vom amerikanischen Schriftsteller David Foster Wallace einst auch als «religiöse Erfahrung» gehuldigt, sie verwiesen dabei aber nicht auf Gott, sondern auf etwas «Ausserirdisches». Wallace glorifizierte Federers Schläge als «Kunstwerke», der Schweizer scheine über der Erdoberfläche zu schweben.

Wogegen Djokovic eher wie ein ewiger Kriegsgefangener wirkt, der Schützengräben in der Tiefe seiner Seele aushebt, um eine religiöse Erfahrung zu nutzen, mit der er Federer die schmerzhafteste Niederlage seiner Karriere verpasst. Und dabei den Weg ebnet, heute als grösster Tennisspieler aller Zeiten zu gelten. Er hat die meisten Grand-Slam-Titel im Einzel gewonnen, die meisten Masters-1000-Titel, er war mehr Wochen die Nummer eins der Welt als jeder andere. Und er hat eine positive Bilanz in den Duellen gegen seine ewigen Rivalen Federer und Nadal.

Auch wenn Tennissfans ihre Lieblinge nie aufgeben und dank alternativen Statistiken als ihre Nummer eins verteidigen werden – fast alle Experten, darunter Rafael Nadal, sind sich heute einig: Der grösste Tennisspieler aller Zeiten kommt aus Serbien und heisst Novak Djokovic.

Tom Kummer ist Schriftsteller in Bern und gehört zu den besten Schweizer Tennisspielern seines Alters.

Neue Züge für Serbien kommen von Stadler

Нови возови за
Србију долазе из
Штадлера



STADLER

«Es gibt so viele Missverständnisse»

Serbiens Aussenminister Marko Djuric über den Ukraine-Krieg, das Verhältnis zu den Grossmächten und seine Hoffnungen auf einen EU-Beitritt. Die Zusammenarbeit mit Albanien sieht er als grossen Erfolg.

Roger Köppel

Belgrad

Der junge Politiker Marko Djuric hat in seinem Leben schon vieles erreicht. Er leitet als jüngster Berater das aussenpolitische Team im Präsidentsamt, war Botschafter Serbiens in den USA und Mitglied der Delegation, die über Serbiens Mitgliedschaft in der Europäischen Union verhandelt hat. Djuric wirkte auch als Direktor des Büros für Kosovo und Metochien, wo er sich mit ausserordentlich anspruchsvollen staats- und sicherheitspolitischen Herausforderungen konfrontiert sah. Unter seiner Leitung wurden rund 2500 Häuser für serbische Bürger im Kosovo neu gebaut oder wieder aufgebaut sowie 45 zerstörte orthodoxe Kirchen, Klöster und Kultstätten ganz oder teilweise rekonstruiert. 2019 hat Aussenminister Marko Djuric den Berlin-Marathon absolviert. Er ist verheiratet und Vater von drei Töchtern.

Weltwoche: Herr Aussenminister, lassen Sie uns zuerst über den schmerzhaften Ukraine-Krieg sprechen. Wie geht Serbien mit der Situation in der Ukraine um? Was ist die grösste Herausforderung in diesem Moment?

Marko Djuric: Der Krieg in der Ukraine hat tiefgreifende Auswirkungen auf den Balkan, nicht nur auf Serbien. Wir haben in Serbien in den letzten zehn Jahren versucht, den

«Wir alle sollten versuchen, eine Art Waffenstillstand, einen Kompromiss zu finden.»

Schwerpunkt unserer Politik zu verlagern, das wirtschaftliche Wachstum, die Entwicklung unserer Infrastruktur sowie den Wiederaufbau der Beziehungen mit dem übrigen Europa zu betonen. Zehntausende von ukrainischen Flüchtlingen sind nach Serbien gekommen. Unser Hauptaugenmerk liegt derzeit darauf, trotz des schrecklichen Kriegs die Stabilität in unserer Region zu erhalten und ein positives Wirtschaftswachstum zu erzielen.

Weltwoche: In meinem Gespräch mit Serbiens Präsidenten Aleksandar Vucic zeichne-



«Jede Form der Aggression ist inakzeptabel»: Djuric als Botschafter bei US-Präsident Biden, 2022.

te er bezüglich der Ausweitung des Krieges ein sehr düsteres Bild. Teilen Sie diese Einschätzung, oder gibt es Lichtblicke?

Djuric: Alle Staats- und Regierungschefs der Welt sollten den Ernst der Lage und die möglichen Auswirkungen des Konflikts verstehen. Dies ist ein Konflikt zwischen Grossmächten. Er betrifft die gesamte Menschheit auf die eine oder andere Weise, sei es wirtschaftlich, politisch oder militärisch, manchmal sogar kulturell.

Weltwoche: Wir hören unsere Politiker sagen, Russland dürfe diesen militärischen Konflikt niemals gewinnen. Wie gross ist die Gefahr einer nuklearen Eskalation im Ukraine-Krieg?

Djuric: Zunächst ist festzuhalten, dass Serbien in diesem Konflikt voll auf der Seite des internationalen Rechts und der Uno-Charta steht. Was bedeutet, dass wir jegliche Angriffshandlungen gegen souveräne und anerkannte

Staaten verurteilen und die Souveränität und territoriale Integrität der Ukraine über ihr gesamtes Territorium voll unterstützen. Wir alle sollten versuchen, eine Art Waffenstillstand, einen Kompromiss zu finden. Voraussetzung dafür ist, dass das Töten und die Gräueltaten aufhören. Wir haben im ehemaligen Jugoslawien so viel gelitten und wissen, dass Waffengewalt keine politischen Konflikte lösen kann.

Weltwoche: Wie kann man der Ukraine Frieden bringen? Wie würde Ihr Vorschlag bei einem EU-Treffen lauten?

Djuric: Serbien bleibt bei der Ansicht, dass Krieg als Konfliktlösung nach internationalem Recht ein Verbrechen darstellt und jede Form der Aggression inakzeptabel ist.

Weltwoche: Sie waren Botschafter Serbiens in den Vereinigten Staaten. Welche Rolle spielen die USA in dieser ganzen schwierigen Situation?

Djuric: Ich glaube, dass es ein Anliegen der Grossmächte ist, sich zu engagieren und zu versuchen, die Kämpfe zu beenden. Und es muss einen politischen Willen und einen Dialog geben. Ich meine, es wäre äusserst wichtig, im Rahmen der weltweiten Bemühungen um eine Lösung dieses Konflikts die Vereinten Nationen als Plattform für diesen Dialog zu nutzen.

Weltwoche: Wie gross ist der Druck auf Serbien, in diesem Konflikt Partei zu ergreifen?

Djuric: Wir sind der festen Überzeugung, dass Serbien eine ausgewogene Aussenpolitik betreiben muss und dass es dadurch zur regionalen Stabilität beitragen kann. Allerdings sind wir nicht neutral, wenn es um Werte wie die territoriale Integrität der Ukraine geht. Doch wir haben die besondere Situation, dass sowohl die Ukraine als auch die Russische Föderation unsere Ansicht über unsere territoriale Integrität unterstützen, speziell im Fall der Provinz Kosovo.

Weltwoche: In der westlichen Welt gibt es die Theorie, dass ausschliesslich der russische Präsident an allem schuld ist. Das ist natürlich ein Hindernis für jede Art von Dialog. Verstehen Sie diese «westliche» Sicht?

Djuric: Die tiefen ideologischen Gegensätze zwischen den beiden Seiten sind in den Jahren nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion immer deutlicher zutage getreten. Dabei hätte man erwartet, dass sich Russland und Europa dauerhaft annähern würden. Wir sollten uns immer fragen, ob wir genug getan haben, um diese Kluft zu überbrücken. Serbien ist ein Land, das sehr oft von beiden Seiten kritisiert wird. Manchmal von Russland, weil wir für Uno-Resolutionen stimmen, welche die Invasion in der Ukraine verurteilen. Manchmal auch deswegen, weil wir gegenüber Russland einen differenzierteren Ansatz verfolgen als einige der Länder in der Region. Denn Serbien hat eine lange, zermürbende Geschichte als Westen im Osten oder als Osten im Westen. Das tut der Tatsache keinen Abbruch, dass eine unserer wichtigsten Prioritäten der Beitritt zur Europäischen Union ist.

Weltwoche: Was ist das derzeit grösste Missverständnis über Serbien?

Djuric: Es gibt so viele Missverständnisse. Ich weiss fast nicht, wo ich anfangen soll. Unser Land hat sich in den letzten Jahrzehnten völlig gewandelt. Selbst die Skyline von Belgrad ist völlig verändert. Das Wirtschaftswachstum und die Entwicklung der Infrastrukturen sind beträchtlich. Belgrad hat den Zuschlag für die Ausrichtung der Expo 2027 erhalten, was eine grosse Sache ist. Serbien ist das erste europäische Land, das Computerprogrammierung als Pflichtfach in den Grundschulen eingeführt hat. Wir möchten als gleichberechtigtes Mitglied der internationalen Gemeinschaft, insbesondere der

europäischen, akzeptiert werden. Auch wenn wir kein grosser Staat sind.

Weltwoche: Versuchen die Grossstaaten, uns in eine neue Art von kaltem Krieg hineinzureden, oder ist das nur eine Halluzination?

Djuric: Es ist nicht wirklich neu, dass Grossmächte versuchen, ihre Weltanschauungen und ihre Aussenpolitik durchzusetzen. Neu ist, dass all dies in Verbindung mit den neuen Technologien eine viel stärkere Einmischung in die innenpolitischen Debatten aus verschiedenen ideologischen Richtungen bedeutet. Wir haben aber dem Interesse jener zu dienen, die wir zu vertreten haben. Serbien hat sich geweigert, irgendeine Art von Zensur für irgendwelche Medien einzuführen. Jeder ist frei, zu sagen, was er will. Das sagen wir auch in Washington, Brüssel, Moskau und Peking.

Weltwoche: Sind China oder Russland Feinde des Westens?

Djuric: Es steht mir nicht zu, eine derartige Feststellung zu treffen. Aber ich kann sehen, dass sie nicht die Feinde Serbiens sind. Und wir

«Jeder ist frei, zu sagen, was er will. Das sagen wir auch in Washington, Brüssel, Moskau und Peking.»

bemühen uns, globale Probleme durch Dialog statt durch Konflikte zu lösen. Wir glauben nicht an Mechanismen wie Sanktionen. Unser früheres kommunistisches Regime war grausam gegenüber allen Gemeinschaften im ehemaligen Jugoslawien, einschliesslich der serbischen Gemeinschaft, aber auch gegenüber anderen. Es wurde mit Sanktionen belegt, doch sie haben nichts bewirkt, sondern im Gegenteil das Regime gestärkt.

Weltwoche: Warum will Serbien immer noch Mitglied der Europäischen Union werden, obwohl diese Mitgliedstaaten wie Ungarn oder Polen nicht – um es gelinde zu sagen – mit dem nötigen Respekt behandelt?

Djuric: Wir in Serbien sind gern Teil eines grösseren Projekts. Wenn Sie sich unsere Geschichte ansehen, haben wir zweimal versucht, die Südslawen zu vereinigen, aber wir sind gescheitert. Jetzt möchten wir, hoffentlich erfolgreicher, am europäischen Projekt teilnehmen.



Wir kommen nicht an den europäischen Tisch, um nach Geld zu fragen. Wir kommen tatsächlich mit einer sehr gesunden Wirtschaft, auch wenn wir nicht so reich sind wie einige der westlichen Länder. Aber wir haben die Grösse unseres Bruttoinlandsprodukts in weniger als einem Jahrzehnt mehr als verdoppelt. Einerseits glauben wir, dass wir mit sieben Millionen zusätzlichen Händepaaren zu einem stärkeren Europa beitragen können. Andererseits sind wir überzeugt, dass wir unsere eigenen nationalen Interessen besser schützen können, wenn wir einen Sitz am europäischen Tisch haben. Doch ich sehe in den nächsten zwei oder drei Jahren keine unmittelbare Möglichkeit für uns, der Europäischen Union beizutreten – nicht weil wir nicht wollen, sondern weil es an der politischen Bereitschaft mangelt.

Weltwoche: Ein grosses Thema, was die EU-Mitgliedschaft angeht, ist natürlich das Kosovo. Serbien dürfte kaum aufgenommen werden, ohne den unabhängigen Staat Kosovo anzuerkennen.

Djuric: Zunächst einmal setzt sich Serbien voll und ganz für die Aufrechterhaltung von Frieden und Stabilität im Kosovo ein. Es hat in den letzten zweieinhalb Jahren eine Reihe von einseitigen, unkoordinierten Aktionen der dortigen Regierung gegeben, die darauf abzielen, die Situation vor Ort einseitig zu verändern. Seit dem Beginn des Krieges in der Ukraine hat Pristina mehr oder weniger versucht, die Kontrolle über die Gebiete mit einer serbischen Bevölkerungsmehrheit im Norden des Kosovo zu erlangen, vor allem mit gewaltsamen Mitteln. Es werden Gemeinden von albanischen Bürgermeistern geleitet, in denen 97 bis 99 Prozent Serben leben. Die Regierung des Kosovo hat mit Gewalt illegitime Massnahmen ergriffen, um diese Gebiete zu verwalten. Wir sehen die Albaner auf dem Balkan nicht als unsere Feinde an, denn wir teilen die Region, in der wir leben, und haben kulturell viele gemeinsame Traditionen. Wir können nur dann eine wohlhabende und stabile Region schaffen, wenn wir zusammenarbeiten. Ein gutes Beispiel ist bilaterale Zusammenarbeit zwischen Serbien und Albanien, wo die Präsidenten unterrichtet werden. Präsident Vucic und Premierminister Rama ist es gelungen, eine solche Beziehung aufzubauen, die es uns ermöglicht hat, einen einheitlichen Arbeitsmarkt zwischen Serbien, Albanien und Nordmazedonien zu schaffen. In den vergangenen Jahren haben mehr als 200 000 serbische Touristen die albanische Küste besucht. Und Tausende von albanischen Arbeitern sind nach Zentralserbien gekommen, um die neuen Stadtteile von Belgrad zu bauen.

Weltwoche: Herr Aussenminister, vielen Dank für dieses Gespräch.

Das Video-Interview mit Marko Djuric finden Sie auf weltwoche.ch



bis zu 8%
garantierte
Netto-Rendite



EIN FIRST-CLASS HIDEAWAY IN BELGRAD

Das Schweizer 5* Projekt „King's Fountain“ an bester Lage in Belgrad-Dedinje, bietet Investoren eine garantierte Rendite über 8%, sowie eine Community Mitgliedschaft mit vielen Benefits in Belgrad und im 5* Partner Resort in Appenzell.



King's Fountain
Dedinje Apartments
Swiss Residence



Das Projekt „King's Fountain“ schafft einen aussergewöhnlichen Lebensraum im grünen Teil von Belgrad, an den Hängen von Dedinje, in unmittelbarer Nähe zum Königspalast.

- Schweizer Projekt
- Attraktives Investment
- Kinderbetreuung
- Partner Resort in der Schweiz
- GoCo Premium Wellness & Spa

kingsfountain.rs

+381 62 27 53 54 / +41 71 510 95 95
sales@serbiaprimesiteone.com

